

Inge Ojala

Löwenzahnkinder

Vom Leben auf den Straßen Tallinns
und einem langen Weg nach Hause

Inge Ojala

Löwenzahnkinder

Vom Leben auf den Straßen Tallinns
und einem langen Weg nach Hause



VERLAG DES GUSTAV-ADOLF-WERKS e.V. LEIPZIG
MARTIN-LUTHER-VERLAG ERLANGEN
2005

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN 3-87593-088-6 (Verlag des Gustav-Adolf-Werks e.V.)

ISBN 3-87513-149-5 (Martin-Luther-Verlag)

© Verlag des Gustav-Adolf-Werks e.V., Leipzig
Martin-Luther-Verlag, Erlangen
2005

Gestaltung: Frank Thiel, Erlangen
Druck: Gruner-Druck GmbH, Erlangen

Übersetzung aus dem Estnischen: Maaja Pauska, 2003

Die deutsche Ausgabe »Löwenzahnkinder« ist eine gekürzte und bearbeitete Version der beiden Bücher »Andesta – ma kasvasin tänaval« und »Asendusema ja olematud lapsed« von Inge Ojala.

Redaktion: Doreen Just, Gudrun Schmidt-Endriß,
Albrecht Schmidt-Brücken, Corina Haladuda,
Alexander Sorger

Fotos:

aus dem Fotoalbum des Kinderheims: S. 13, 25, 30, 43, 46, 50, 53, 57, 67, 72, 78,
81, 84, 93, 99, 103, 125, 134, 137

Ander Ilp: S. 18, 23, 75

Albrecht Schmidt-Brücken: S. 33, 115

Maaja Pauska: S. 36, 121

Inhalt

Zum Geleit	7
Vorwort.	9
Ich liebe America!	11
Bitte halte durch!	14
Bildung tut Not.	17
Kummer	20
»Ein freier Mann zu sein ist doch cool!«	22
Was wir da machen? Seifenschaum essen!	25
Tom aus dem Kirchenkeller	28
Ein Genie zwischen Mülltonnen	32
Freundinnen, die Männer hassen	35
»Sollen sie doch krepieren ...«	39
Mit Ermutigung und Lob Schritt für Schritt vorwärts.	42
Menschen, helft uns, Menschen zu werden!	45
Wo kann man Straßenkinder waschen?	47
Das Lager bei Nacht	52
Ein Polizist entschuldigt sich nicht bei einem Straßenkind	54
Ohne Dokumente und schuldunfähig – wo kann er hin?	56
»Ich kann nicht mehr ohne Männer ...«	59
Ein Arm voll schöner Rosen	62
Wir malen das Leben	66
Der nächtliche Gottesdienst in der Kirche von Pöide	69
Geburtstage	71
Zurück in die Straßen von Kopli.	74
Schluss mit den Laienaktivitäten!	77
Warum?	80
Wir brauchen ein Zuhause	82
Ich möchte in die Schule!	87
Sorgennesseln brennen	92
Leicht gesagt, schwer getan	96
»Ich fehle nie mehr in der Schule!«	98
»Schau, hier ist deine neue Mama!«	102

Auf der Bettkante von Schnüfflern	105
Warum sprecht ihr nicht mit dem Kind?	108
Eltern – eine ägyptische Plage?	111
Gäste	114
Ist jemand doch geeignet?	117
Den halben Schmerz des Lebens	120
Die Geschichte von Muki, der im Feuer blieb.	123
»Platnoi«	127
Schade um den Jungen!	130
Jedes Kind ist für Estland wichtig!	133
Geben ist seliger als Nehmen	136

Zum Geleit

Dieses Buch bildet den Kreuzungspunkt verschiedener Bewegungen und Herausforderungen. Zum einen stellt es eine bewusste Gemeinschaftsaktion des Martin-Luther-Bundes (MLB) und des Gustav-Adolf-Werks (GAW) dar: Die beiden Diasporawerke in Deutschland, das der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) und das der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD),

wollen mit dieser gemeinsamen Publikation ihre schon traditionelle Zusammenarbeit und Ergänzung zum Ausdruck bringen. Zum anderen fordert diese Darstellung alle Leserinnen und Leser in allen Gemeindsituationen dazu heraus, die Leistungsfähigkeit der eigenen Gemeinde oder ihrer einzelnen Gruppen zu hinterfragen: In welchem Verhältnis stehen das berechtigte Bedürfnis danach, eine gefestigte Gemeinschaft zu bilden, die Geborgenheit vermittelt, und der Auftrag, der uns auferlegt ist, uns nämlich den Bedürftigsten zuzuwenden?

Vielleicht wird auch für Sie als Leserin oder Leser – wie für uns – die spannendste Bewegung in diesem Buch werden, wie Inge Ojala persönliche Beziehungen zu den Kindern, derer sie sich annimmt, wachsen lassen kann. Es geht ihr also um die Kinder, und sie nimmt uns in dieses Engagement, die Enttäuschungen und das Leid, die Erfüllungen und das Glück, mit hinein. Das ist das, was wir in unserem Leben »haben« werden.

Wir alle kennen wohl die Regel: »in-group setzt out-group«, Festigung der Gemeinschaft bedeutet immer auch Abgrenzung nach außen, Abgrenzung von denen, die nicht dazu gehören. Das lassen die Darstellungen dort erkennen, wo sie Konflikte mit der Kirchengemeinde der Peeteli kirik in Tallinn, der »Bethelkirche«, andeuten. Und wen könnten solche Konflikte überraschen? Geht doch das hier Geleistete weit über das hinaus, wozu Gemeinden mit ihren eigenen Problemen und Nöten normalerweise in der Lage sind. Die Publikation soll keiner Gemeinde

oder Gemeindegruppe ein schlechtes Gewissen vermitteln. Eher möge sie zu einer Lehre werden, bei allen Initiativen die eigene Leistungsfähigkeit mit einzukalkulieren. Und natürlich – das ist ein ganz besonders ernüchternder Aspekt – ergeben sich dieselben Fragen und Folgen ja auch in der Gemeinschaft der Kinder und Jugendlichen – denken wir nur an Lily, die die Gemeinschaft des Sommerlagers auf Saaremaa verlassen muss.

Weder Martin-Luther-Bund noch Gustav-Adolf-Werk sind direkt in diesem Projekt der Arbeit mit Straßenkindern engagiert. Im Buch werden auch andere Unterstützer genannt – zum Beispiel Freunde in Norwegen. Aber doch wollen wir uns gemeinsam für diese Arbeit, die eher am Rande einer Kirchengemeinde in einer unserer Partnerkirchen – der Estnischen Evangelisch-Lutherischen Kirche – getan wird, stark machen. Die Veröffentlichung der folgenden Szenen – ausgewählt aus einem viel umfangreicheren Manuskript – ist unser gemeinsamer Beitrag. Vielleicht werden durch dieses Buch neue Freunde für diese Arbeit gefunden. Vielleicht werden Lesende auf ähnliche Aktionen woanders aufmerksam – zum Beispiel auf das Heim für Straßenkinder in Kaliningrad, zum Beispiel auf die Arbeit der evangelisch-lutherischen Gemeinde mit gefährdeten Kindern und Jugendlichen zusammen mit einer Initiative der Russischen Orthodoxen Kirche und der Römisch-Katholischen Kirche in St. Petersburg, zum Beispiel, zum Beispiel ...

Mögen Sie dieses Buch mit derselben Bewegung aus den Händen legen, wie sie uns erfasst hat. Möge sich daraus manche Aktivität unseres gemeinsamen Engagements für die Partner in der Diaspora ergeben.

Erlangen und Leipzig, im Februar 2005

Dr. Rainer Stahl
für den Martin-Luther-Bund

Hans Schmidt
für das Gustav-Adolf-Werk

Vorwort

Liebe Freunde in Deutschland,

wir sind Ihnen von ganzem Herzen dankbar, dass Sie sich unserer Sorge ernsthaft annehmen: der Sorge um die Straßenkinder in Tallinn. Ich möchte in diesem Buch über die Entstehung des christlichen Kinderheims und des Tageszentrums für Straßenkinder in der Peeteli-Kirche berichten – über die Schwierigkeiten und Freuden unseres Zusammenlebens mit den Kindern, über die psychischen Störungen, die die Kinder aufgrund ihres Lebens auf der Straße erlitten haben, über die Linderung der Folgen sexuellen Missbrauchs, über die Probleme bei Entwöhnung der Kinder von Suchtmitteln, über das langsam wachsende Interesse der Kinder an Kindergarten und Schule ...

Wir alle möchten, dass unsere Kinder in Familien aufwachsen, in denen sie geliebt und beachtet werden, in denen sie Geborgenheit erfahren. Mit unserem Kinderheim, dem Tageszentrum sowie der Suche und Unterstützung von Pflegefamilien möchten wir unglücklichen Kindern von der Straße zu einer solchen Familie verhelfen. Unsere Straßenkinder hatten nie ein richtiges Zuhause, haben nie wirkliche Liebe erfahren. Von einem Menschen aber, der Schutz und Fürsorge nicht kennen gelernt hat, kann man nicht erwarten, dass er dies später anderen Menschen entgegenbringt.

Helfen kann man mit vielerlei: mit Geld, mit Rat und Tat. Oft haben die Menschen, die diese unter die Räder gekommenen Kinder unterstützen, selbst keine großartigen finanziellen Möglichkeiten. Auch ich habe manchmal nur ein gutes Wort, ein Lächeln, einen Teller Suppe. Aber gerade das kann für einen Menschen, für ein Kind auf der Straße sehr viel, ja geradezu existenziell sein.

Wir Christen sind in der Regel für diejenigen da, die schwächer sind als wir. Wenn das nicht mehr der Fall ist, dann ist etwas schief gegangen. Helfen gehört für uns Menschen, für uns Christen einfach mit dazu. Es

tut einem Erwachsenen weh, wenn er verletzt wird. Und einem Kind? Ein Junge aus dem Kinderheim seufzte einmal: »Schade, dass man sich seine Eltern nicht aussuchen kann.« Seine Eltern waren obdachlos und Alkoholiker.

Das estnische Sozialsystem befindet sich noch in der Entwicklungsphase und die Mauer der Bürokratie ist hart. Ich habe mir oft wehgetan, wenn ich versuchte, durch sie hindurchzudringen. Der Schmerz in mir ist so groß geworden, dass ich unser Leben und unseren Alltag mit den Kindern niederschreiben musste.

Das Problem der Straßenkinder beschränkt sich in Estland jedoch nicht nur auf die Hauptstadt Tallinn. Es ist in ganz Estland akut. Mein persönlicher Wunsch ist es, dass durch dieses Buch die Arbeit mit den Kindern Unterstützung erfährt. Unsere Zusammenarbeit könnte unter dem Leitwort stehen: Helft uns helfen! Lasst uns in diesem Sinne einander unterstützen. Denn Jesus Christus hat gesagt: »Gebt, so wird euch gegeben« (Lukas 6,38).

Mit Segenswünschen

Ihre

Inge Ojala

Ich liebe amerika!

So hat es eine Kinderhand an die Wand eines schäbigen, verfallenen Hauses in Kopli* geschrieben. Was für ein Kontrast! Der Traum von Amerika und unser Elendsviertel! Ich spüre, wie mein Herz schmerzt ... Kinder, Kinder, seid ihr je aus Kopli herausgekommen und wisst ihr überhaupt, wo Amerika liegt?

Draußen ist raues Herbstwetter. Eine Sturmböe zerzt an Bäumen, die kahl unter bleigrauem Himmel stehen. Ringsum nur Schlamm und stinkende Müllhaufen. Ich stehe ratlos, einen Beutel mit Essen in der Hand, inmitten einer Pfütze. Es ist kalt.

Werden sie heute tatsächlich nicht kommen? Sie haben es doch versprochen ...

Kaum habe ich es gedacht, fühle ich schon ein trauriges Lächeln auf meinen Lippen. Wieder habe ich vergessen, dass Kopli eigene Regeln hat. Versprochen – was soll's? Vieles kann dazwischenkommen. Zum Beispiel, dass man keine Uhr hat oder dass man vergessen hat, was für ein Tag heute ist, weil das Gedächtnis durch das andauernde Kleberschnüffeln geschwächt ist.

Dumm ist, wer keine Ausrede findet, sagt ein Sprichwort.

Plötzlich erscheint im Gestrüpp eine schmutzige, von der Kälte geschwollene Kinderhand.

»Hast du Brot mit?«, fragt eine heisere Stimme.

Ich nicke und traue mich zu fragen, wo die anderen sind.

»Ah, schnüffeln im Bunker.«

Ich bitte, mir den Weg in den Bunker zu zeigen. Valeri ist nur unter einer Bedingung einverstanden – alles, was ich sehe, bleibt geheim. Und keine Reden über den Glauben!

Wir stapfen an einer Reihe verfallener Häuser vorbei zu einer Bruchbude, dem Bunker. Als wir den zweiten Stock erreichen, schlägt uns ein

* Stadtteil bzw. Elendsviertel der estnischen Hauptstadt Tallinn

beißender Geruch entgegen. Auf dem Fußboden liegen stinkende Lumpen. Eines der Zimmer hat jemand einfach als Toilette benutzt.

Im nächsten Zimmer eröffnet sich ein widerliches Bild. Kinder reichen eine Tüte Klebstoff herum. Einige sind schon so zugekifft, dass sie mich nicht wahrnehmen, manche murmeln vor sich hin. Die wachernen und fröhlicheren Kinder kreisen meinen Beutel mit dem Essbaren ein. Ich setze mich auf einen wackligen Hocker und versuche, das Essen halbwegs gerecht zu verteilen. Aber schon merke ich, wie einem der Kleinen das Stückchen Wurst weggenommen wird. Gut, dass das Brot übrig bleibt. Ich versuche zu erklären, dass auch die Kleinen Wurst brauchen, aber das hilft nicht. Es ist ein lärmender, raufender Haufen, in dem das Gesetz des Stärkeren gilt.

»Warum kommst du her?«, fragt Anjuta, den Mund voll Brot. Und ehe ich etwas Gescheites antworten kann, fällt schon die nächste Frage: »Kommst du wieder oder verschwindest du nach ein paar Mal, wie die anderen?«

Ich murmele, dass ich helfen möchte, obwohl ich auch selbst noch nicht weiß, wie.

»Uns braucht niemand«, doziert Valeri altklug und empfiehlt mir, jetzt wieder zu gehen. Ich schaue den Jungen flehend an, und er versteht, dass ich eine Begleitung brauche.

Auf dem Rückweg erteilt er mir zahlreiche Ratschläge, was ich nächstes Mal mitzubringen habe. Er betont, dass ich Handy und Portemonnaie zu Hause lassen soll, wenn ich nicht verprügelt werden möchte. Valeri ist schon zwölf und Anführer einer Bande, aber es gibt hier noch andere und gefährlichere Räuberbanden, denen noch ältere Jungen und Mädchen angehören.

»Ratten«, presst Valeri durch die Zähne und spuckt.

Ich schaue ihn fragend an. Als Ratten werden diejenigen bezeichnet, die klauen, klärt Valeri mich auf.

Wir verabschieden uns. Es scheint mir, als ob sich in seinen Augen ein Funken Hoffnung gezeigt hätte. Vielleicht auch nicht, wahrscheinlich schien es nur so. Da geht er, gebeugt, zornig und trotzig. Niemand braucht ihn. Ein Zwölfjähriger, der keine Ahnung hat von Liebe, Rücksicht und einem wärmenden Zuhause.



Keine Ahnung von Liebe, Rücksicht und einem wärmenden Zuhause:
Straßenkinder aus dem Elendsviertel Kopli

Gewalt bringt neue Gewalt hervor, Liebe wiederum Liebe. Etwas ist anders an diesem Jungen. Eigentlich möchte ich ihn umarmen, aber ich weiß nicht, wie er darauf reagieren würde.

Wir lassen den Dingen ihren Lauf. Alles unter der Sonne hat seine Zeit.

Ein jegliches hat seine Zeit.

(Prediger 3,1)

Bitte halte durch!

Aus dem Herbst ist Winter geworden. Die Umgebung ist unter einer weißen Schneedecke versteckt. Der Schmutz und die Müllhaufen sind nicht mehr zu sehen. Wenn ich den Schnee sehe, denke ich an das Gewissen der Menschen. Unsere Gedanken und Taten sollten weiß sein wie der Schnee.

Aber was ist, wenn der Schnee taut? Was sehe ich dann? Wieder Löcher mit stinkendem Wasser, blutige Spritzen von Drogenabhängigen, Bananenschalen, die sich in braunen Brei verwandelt haben? Haben wir Willenskraft genug, um Spaten und Rechen zu nehmen und all den Müll zu beseitigen?

Vielleicht kommen darunter zarte Grashalme zum Vorschein, die sich zur Sonne strecken möchten. Diese Grashalme ähneln sehr den Kindern, die ziellos auf den kalten Straßen herumirren und sich doch so sehr nach Wärme sehnen.

Ich sitze in der kalten Kirche im zweiten Stock und suche für die Kinder warme Kleider heraus. Handschuhe, Kombianzüge, Gummistiefel und Wollsocken türmen sich zu Haufen. Leider können die Kinder ihre Sachen nicht pflegen. Die Handschuhe gehen sofort verloren, die Stiefel werden nass und verfaulen am Fuß. Schöne, farbenfrohe Kleider werden in ein paar Stunden genauso schmutzig sein wie die Straße um sie herum.

Waschen können die Kinder ihre Kleider nirgends und damit wäre es auch nicht getan. Die Kinder sind so voll Krätze und von anderen »Haustieren«, dass sie genauso wie ihre Kleider desinfiziert werden müssten.

»Uns braucht niemand!« Valeris Worte gehen mir nicht aus dem Sinn.

Ich höre leises Klopfen an der Tür. Es ist Anjuta. Sie hat Sorgen. Marina kauert mit hohem Fieber in einem Schrank im Flur eines kaputten Hauses. Nach Anjutas Angaben hustet sie wie ein Pferd und atmet schwer. Es gibt aber kein Zuhause, wo sie sich aufwärmen könnte. Der

alkoholkranker Vater lebt eine Straße weiter auf dem Boden irgendeines Hauses und von ihrer Mutter hat sie seit Monaten nichts gehört.

Wir nehmen Kleider mit, eine warme Decke, ein Kissen und Medikamente. Unterwegs berichtet Anjuta Neuigkeiten aus der Bande. Die Polizei hat Valeri geschnappt, weil er versucht hat, in einem Laden Brot zu stehlen. Die Übrigen schnüffeln Klebstoff, dem vierjährigen Denis wurde das Rauchen beigebracht und der derzeitige Lebensgefährte ihrer Mutter hat den kleinen Bruder durch die Fensterscheibe hinausgeworfen.

Ich wundere mich, wie ruhig sie das alles erzählt, gleichmütig wie die Abendnachrichten im Fernsehen. Es ist seltsam, aber sie hält all das, was passiert ist, für normal. Und für sie ist es normal, weil sie in ihrem Leben nichts anderes kennen gelernt hat.

Wir treffen bei Marina ein. Hilfe, wir haben es hier mit einer sehr schweren Erkrankung zu tun! Das Kind röchelt geradezu. Wir decken es zu. Der Körper zittert und bebt in hohem Fieber. Marina öffnet die Augen. »Ich will nicht sterben ...« Ich gebe ihr Medikamente und zwanzig Minuten später schläft das Mädchen schon.

Was nun? Sie kann doch nicht hier im schäbigen Schrank im Flur eines fremden Hauses bleiben! Ins Krankenhaus kann sie auch nicht, denn sie hat keine Dokumente, geschweige denn eine Chipkarte.

Doch dann kommt mir ein Gedanke. »Anjuta, ist deine Mutter zu Hause?« Ja, sie ist zu Hause, auch wenn man diese stinkende Höhle nicht als ein Zuhause bezeichnen möchte.

Eine Frau mit einem aufgedunsenen, lilafarbenen Gesicht öffnet so etwas wie eine Tür. Ich bitte sie, die kranke Marina zu sich zu nehmen, bis das Kind sich erholt hat. Ich verspreche, mich um das Essen zu kümmern. Es ist hier dreckig. Die Wanzen und Schaben tummeln sich in Scharen an der Wand, aber was soll's! Das Zimmer ist zumindest geheizt.

Wir bringen Marina in die Wärme. Ich überlasse das Mädchen mit Medikamenten der Pflege Anjutas und ihrer Mutter und verspreche, morgen wieder vorbeizukommen.

Ich gehe hinaus. Der Flur ist lang und dunkel. Ein dreibeiniger Hund hinkt mir entgegen, er hat einen hungrigen Blick. Nicht mal Menschen haben hier was zu essen, geschweige denn ein Hund.

Marina, bitte halte durch! Ich habe das Gefühl, dass eine Hälfte von mir in diesem Zimmer voll Wanzen bleibt.

Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben.

Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir zu trinken gegeben.

Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.

Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet.

Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht.

Ich bin im Gefängnis gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.

(Matthäus 25,35–36)

Bildung tut Not

Die meisten Mitglieder der Bande gehen nicht zur Schule. Einige haben den Schulbesuch schon ganz früh aufgegeben. Die dreizehnjährige Xenia ist überhaupt nicht zur Schule gegangen. Sie kann weder lesen noch schreiben.

»Wozu soll ich lesen, ich komme auch so klar«, brüstet sie sich. »Wenn es nötig ist, kann ich andere dazu bringen, mir vorzulesen. Ich kann so gut prügeln, dass keiner sich traut, sich mir zu widersetzen ...«

Ich schreibe mit einem Zweig in Druckbuchstaben XENIA in den Sand und frage sie, was ich geschrieben habe. Xenia starrt auf die Schrift und sagt: »Bist du selbst!«

Xenia verharrt in Verteidigungshaltung, ständig bereit anzugreifen. Man hat sie als Kind oft verletzt. Erst später erfahre ich Bruchstücke aus ihrer Kindheit.

Das Mädchen erinnert sich an die ständigen Trinkgelage in der Wohnküche ihrer Mutter. Einmal, als Xenia wiederholt nach Essen verlangte, wurde sie mit einem schmerzhaften Fußtritt unters Bett befördert – wie ein junger Hund. Seitdem bekam sie fast täglich Prügel. Sie wurde geschlagen, weil sie sich vom Tisch Essen klaute. Aber sie hatte doch Hunger!

Xenia konnte nicht begreifen, wieso das Geld für den Wodka reichte, aber nicht für das Essen. »Du bist noch klein und verstehst nichts vom Leben«, lallte die betrunkene Mutter, als Xenia bat, für sie etwas zu kaufen. Dabei waren von ihrer Unterhose nur noch Fetzen übrig. Es war überhaupt knapp mit der Wäsche. Man konnte sie nirgends waschen und am Ende waren die Kleider so dreckig und kaputt, dass man sie wegwerfen musste.

Und dann die Krätze! Die ganze Haut war aufgekratzt und juckte. Einige tiefe Narben waren mit vereiterter Kruste bedeckt. Mit Tränen in den Augen bat Xenia ihre Mutter, eine Salbe gegen die Krätze zu kaufen, aber immer wieder war das Geld schon vorher alle ...



Kopli – das trostlose Viertel der Armen, Obdachlosen und verlassenen Kinder

Die Behauptung, Xenia hätte überhaupt nie die Schule besucht, stimmt nicht ganz. Sie war dort. Das war an ihrem ersten Schultag. Xenia versuchte sogar, sich vorher zu Hause ein bisschen zu waschen. Sie suchte aus einem Haufen ungewaschener Kleider die saubersten heraus und ging hin. Voller Stolz, dass sie schon so groß war.

Die Lehrerin sammelte ihre Erstklässler ein, brachte sie ins Klassenzimmer und schaute sie sich an. Ihr Blick fiel auf die schmutzige Xenia. Die Frau zernte sie vor die Klasse und fragte: »Warum bist du so dreckig? Du stinkst ja und dein Kopf ist total verlaust!«

Die Kinder in der Klasse lachten und spotteten. Die Worte der Lehrerin taten weh. Xenia schämte sich furchtbar.

»Bevor du nicht sauber bist, kommst du mir nicht mehr in die Schule«, schimpfte die Lehrerin und schob das Kind durch die Tür hinaus.

Xenia beschloss, nie mehr die Schule zu betreten. Die Kleine war damals sieben. Jetzt ist es schon sechs Jahre her, aber Xenia hat ihr Wort gehalten. Sie hasst die Schule weiterhin. Manchmal kommt sie nachts, um die Fenster mit Steinen einzuwerfen. Das ist ihre Rache. So ist es leichter, mit der Erniedrigung zu leben.

*Geh nicht mutwillig mit jemand vor Gericht,
wenn er dir kein Leid getan hat.*

(Sprüche 3,30)

Kummer

Beim nächsten Treffen mit den Kindern spüre ich, dass die 15-jährige Lily etwas auf dem Herzen hat. Nachdem ich die Essenpakete verteilt und die Kinder umarmt habe – inzwischen erlauben sie schon, dass ich sie berühre –, mache ich mich auf. Draußen dämmt es. Mir ist unbehaglich zumute.

Nach und nach verschwinden die Kinder, jeder ist mit seinem Essenpaket beschäftigt. Dieses Mal sind die Tüten größer als sonst, denn wir konnten Kartoffeln hinzutun. Ja, sie lieben Kartoffeln. Einmal unterhielten wir uns über Leckereien und die Kinder sagten, Kartoffeln und Nudeln seien für sie Delikatessen.

Ich merke, dass Lily mich begleiten möchte. Zuerst gehen wir, ohne ein Wort zu sagen. Ich warte, dass sie selbst anfängt. Plötzlich fragt mich Lily ohne jegliche Einleitung: »Inge, könntest du mir einen Schwangerschaftstest machen?«

Lily hat Angst, schwanger zu sein, weil ihr morgens übel und schwarz vor Augen ist. Lily hat eine Mutter, eine Schwester und einen Bruder. Sie leben etwas besser als die anderen Kinder ihrer Bande. Die Mutter hat sogar Arbeit in einer Bar als Tellerwäscherin.

Lily beklagt sich, dass es für sie sehr schwierig sei, mit ihrer Mutter zu reden, da diese überhaupt nicht zuhört. Die Mutter schreit nur und beschuldigt die Kinder in allen möglichen Dingen. Lily ist unglücklich, weil sie glaubt, sie sei wirklich schuld daran, dass ihr Vater abgehauen ist, ihr Bruder behindert geboren wurde und ihre Schwester ein Kind hat, aber keinen Mann ...

Ich tröste Lily so gut ich kann und verspreche ihr, mit ihrer Mutter zu reden. Natürlich nicht über die eventuelle Schwangerschaft, sondern darüber, dass Lily mit der Mutter sprechen möchte.

Das Mädchen schlägt die Augen nieder und erzählt über ihr Verhältnis zu Jungs. Eigentlich kann sie sich nicht mal vorstellen, wer der Vater sein könnte. In der Bande gibt es viele Jungs und die meiste Zeit verbringen

sie in einem durch Schnüffeln oder Tabletten verursachten Rauschzustand. Sie hat in der letzten Woche mit sechs, sieben Jungen geschlafen. Sonst gäbe es nichts zu tun.

Ich verstehe, dass Lily durch diese lockere Lebensweise unter anderem versucht, die Aufmerksamkeit ihrer Mutter zu gewinnen. Aber die Mutter schimpft nur.

Am nächsten Tag suche ich Lilys Mutter bei der Arbeit auf. Sie erzählt, dass Lily einen schwierigen Charakter habe, dass sie zu Hause nichts mache, faul und schlampig sei. Ich rate ihr, sich mit ihrer Tochter ruhig mal hinzusetzen und zu reden.

»Über was denn?«, hebt die Frau überrascht ihre Augenbrauen und fügt hinzu, dass es mit so einer Tochter nichts zu reden gebe. Alle meine Empfehlungen und Ratschläge weist sie ab. Ich will aufbrechen.

In dem Moment fällt der Mutter noch eine Sache zu ihrer Tochter ein. Lily habe mit einem Nagel in ihre Tischplatte folgende Nachricht geritzt: MAMA, SPRICH MIT MIR! Die Mutter meint, Lily sei blöd gewesen und habe das Möbelstück beschädigt.

Ich trete aus der Bar und denke darüber nach, wie groß der Seelenschmerz gewesen sein muss, um diesen Wunsch in das Holz eines Tisches zu ritzen.

*Viel Gutes bekommt ein Mann durch die Frucht seines Mundes;
und dem Menschen wird vergolten nach den Taten seiner Hände.*

(Sprüche 12,14)

»Ein freier Mann zu sein ist doch cool!«

An einem Nachmittag ist Valeri bereit, mir seine Wohnstätte zu zeigen. Das Zuhause des Teenagers ist eine verrostete Metallgarage ohne Tür. Der Junge selbst ist zufrieden. Im Winter ist es wohl etwas kalt, aber doch eine eigene Ecke. Keiner kann kommen und ihn einfach wegjagen, wie es in den Treppenhäusern oder auf den Dachböden alter Häuser oft der Fall ist.

Sogar einige Möbelstücke gibt es in seiner Behausung. Ein eisernes Bett ohne Füße, als Matratze eine fleckige Decke, einen dreibeinigen Hocker, auf dem man mit Hilfe akrobatischer Übungen sitzen kann. Sehr weit kann Valeri sich von seiner Unterkunft nicht entfernen, denn dann sind die RATTEN sofort da. Zweimal haben sie hier schon das Wenige weggebracht, das Valeri sich hatte beschaffen können.

Valeri scheint lebenserfahren zu sein und die Regeln der Straße gut zu kennen. Obwohl hier oft Unrecht getan wird, muss man sich damit abfinden, denn es gilt das Recht des Stärkeren. Oft muss man gute Miene zum bösen Spiel machen. In der Tat versteht sich Valeri auf dieses Leben. Er kauft, verkauft und tauscht. Früher war es noch einfacher, denn es gab etwas zum Stehlen, jetzt muss man rauben.

Ich schaue in Valeris treue grüne Augen und kann ihn mir nicht als Straßenräuber vorstellen. Ich stelle eine Frage, die wahrscheinlich typisch ist im hiesigen Milieu, aber äußerst naiv wirkt: »Tun dir deine Opfer nicht Leid?«

Valeri zuckt mit den Schultern.

Die Dinge verhalten sich so, dass man am schlechtesten den Hunger ertragen kann. Mit der Kälte kommt man klar, den Mangel an Liebe kann man kompensieren, indem man sich gegenüber den Kleineren anmaßend benimmt, aber mit einem leeren Magen ist man zu allem fähig.

Gewöhnlich raubt man im Klebstoffrausch. Dann ist es am einfachsten, gleichgültig und grausam zu sein. Man lauert dem Opfer an der

Endhaltestelle der Straßenbahn oder an einem Laden auf. Besonders leichte Opfer sind die Alten und die Behinderten. Sie haben nicht die Kraft, sich zu wehren.

Anfangs wird der Mensch umgeschubst, dann wird ihm die Handtasche entrissen, werden die Taschen durchstöbert und danach wird das Opfer bewusstlos geschlagen, damit es sich die Gesichter der Diebe nicht merken kann. Die Banden von älteren Jungen sind noch brutaler. Sie wählen einen teuer angezogenen Mann oder eine Frau aus. Dem Opfer wird alles geraubt, auch die Kleider.

Die guten Sachen werden auf dem Markt verkauft. Die Beute wird nicht gerecht geteilt, sondern entsprechend dem Rang und den Verdiensten in der Bande. Das Wort des Anführers der Bande ist Gesetz. Er kann sich als Erster auswählen, was er möchte.

Manchmal werden Geschenke gemacht, untereinander und für die noch vorhandenen Eltern. Außerdem ist man in Kopli immer jemandem etwas schuldig. Wegen der Schulden kann man den anderen sogar



Unterkunft in einem dunklen und verrosteten Schuppen

umbringen. Anfangs wird einfach gedroht, die Haut mit dem Messer geritzt, es wird windelweich geprügelt oder sexuell missbraucht – auch Jungen.

Valeri weiß, dass alles seinen Preis hat. Aber es sei doch cool, ein freier Mensch zu sein, meint er und wirft den Kopf in den Nacken.

Ich schaue ihn mir an und denke, dass er trotz des frühen Rauchens und Schnüffels immer noch pfffig ist. Wenn dieser Junge in einer normalen Familie aufgewachsen wäre, was hätte nicht aus ihm werden können!

Valeri zieht ein Medaillon mit dem Bildnis der Jungfrau Maria aus der Tasche und sagt: »Nimm, das ist für dich, du bist ein Freund!«

Ich weiß, dass es gestohlen ist, aber ich habe Angst, die eben entstandene, hauchdünne Freundschaft zu zerstören. So nehme ich das Medaillon entgegen, obwohl ich nicht weiß, was ich später damit anfangen soll.

Plötzlich traue ich mich, den Jungen zu umarmen, und spüre gleichzeitig, wie die knochigen Kinderhände mich drücken.

Valeri, glaub mir, unsere besseren Tage liegen noch vor uns!

*Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden,
wo sie die Motten und der Rost fressen
und wo die Diebe einbrechen und stehlen.
Sammelt euch aber Schätze im Himmel,
wo sie weder Motten noch Rost fressen
und wo Diebe nicht einbrechen und stehlen.
Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.*

(Matthäus 6,19–21)

Was wir da machen? Seifenschaum essen!

Denis hat acht Geschwister. Vielleicht auch mehr. Alle sind sie in verschiedenen Kinderheimen. Es ist bitter zu wissen, dass du irgendwo Schwestern und Brüder hast, aber sie nicht sehen kannst. Sonst ist Denis ein ganz lebensfroher Junge. Nur um seine Gesundheit steht es nicht zum Besten. Er hat oft Bauchschmerzen. Manchmal sind sie so stark, dass er mehrere Stunden lang regungslos zusammengekauert lie-

gen muss. Gebe es dafür nur immer eine Möglichkeit – oft hat er keinen Platz, um sich hinzulegen.

Denis hält sich für einen klasse Raucher und Schnüffler. Die Älteren haben es ihm zum Spaß beigebracht, denn es ist lustig anzuschauen, wie ein Vierjähriger im Klebstoffrausch herumtorkelt und dummes Zeug



Die Kinder erhalten Hygieneartikel: Haare waschen, Zähne putzen, Körperpflege.

redet. In kurzer Zeit entstand eine Abhängigkeit von den toxischen Stoffen und jetzt ist ein rauchender Denis in Kopli nichts Neues mehr.

Denis möchte schon in die Schule gehen, aber er weiß nicht, wie es möglich wäre. Er hat keinen Platz zum Lernen und es gibt auch kein Geld für die Schulsachen. Manchmal, wenn die Mutter umgänglich (sprich: betrunken) ist, gibt es eine Menge Versprechen. Aber wenn sie dann nüchtern wird, gibt es nur Prügel und Schimpfe. Dann versteckt sich Denis, denn die Schläge der Mutter sind sehr kräftig. Auch der neue invalide Vater ist in letzter Zeit sehr wild geworden.

Momentan hat Denis ein blaues Auge und der Rücken ist mit roten Striemen bedeckt. Denis tröstet mich, das Veilchen schaue nur vier, fünf Tage so grässlich aus, danach werde es leicht grünlich, dann gelblich und verschwinde am Ende ganz.

Denis liebt Zärtlichkeiten sehr. Er schleicht sich einfach in meine Nähe, umarmt mich fest und bleibt so, still und ruhig, ganze zehn Minuten lang. Ich überlege, was er in diesen beschützten zehn Minuten empfinden könnte. Danach gibt der Junge mir einen vom Rotz glitschigen Kuss und fragt: »Hast du Bonbons mitgebracht?« Süßigkeiten lieben sie alle. Aber wenn man sie zwischen Wurst und Bonbon wählen lässt, nehmen sie die Wurst, denn sie wissen, was der leere Magen bedeutet.

Denis ist sehr schmal und blass. Sein Körper entspricht eher dem eines Zwei- oder Dreijährigen. Deswegen ist es besonders scheußlich, ihn rauchen zu sehen.

Heute haben wir außer Essen noch Seife und Zahnpasta mit. Bevor ich anfangen kann etwas über die Seife zu sagen, haben einige Kinder aus diesem farbigen Block, den sie für eine Süßigkeit halten, große Stücke herausgebissen. Bitter, o weh! »Jetzt werdet ihr alle von innen schäumen«, lache ich und erkläre, was Seife ist.

Einige Kinder haben schon mal davon gehört, dass man mit irgendeiner Bürste Zähne putzt, aber wie es funktioniert, muss ich doch vormachen. Xenia bringt mir aus dem Bunker bereitwillig einen Becher Wasser und so putze ich inmitten der verfallenen Häuser von Kopli unter einem Heckenrosenbusch meine Zähne.

Nach und nach entsteht in den Kindern das Bedürfnis, besser und sauberer zu sein. Einige können schon mit Kleidern sorgsamer umgehen

und andere fragen nach sauberen Unterhosen oder Socken. Was wird aus den schmutzigen? Die werden weggeschmissen, denn in Kopli kann man sie nicht waschen.

*Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete
und hätte die Liebe nicht,
so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.*

(1. Korinther 13,1)

Tom aus dem Kirchenkeller

Was bedeutet eine Kirche für Menschen? Ist sie ein Ort, an dem man Gott und Mitchristen begegnet, oder einfach ein schönes Gebäude?

Immer mehr gefällt mir der Gedanke, dass die Kirche in jedem Menschen ist. Das Gesicht der Kirche prägen ja doch die Menschen, die dort ein und aus gehen.

In unserem Kirchenkeller lebt der neunjährige Tom. Just im Keller, denn die gesamte Kirche muss noch renoviert und isoliert werden. Im Keller ist es aber viel wärmer und besser als auf der Straße. Außerdem gibt es im Kellerzimmer einen Radiator und einige alte Möbel.

Tom lebte bei seiner Mutter, die oft betrunken war, aber doch ein paar Brotstücke für ihren Sohn fand. An seinen Vater kann der Junge sich nicht erinnern, er weiß nur, dass dieser alt und krank ist und in einem Pflegeheim lebt. Eines Tages verschwand Toms Mutter einfach. Tom rief und suchte weinend, aber er fand sie nicht. Auch die Saufrumpene der Mutter konnten nichts weiter sagen als: »Was weg ist, ist weg.«

Nach einigen Wochen grausamen Straßenlebens in einer Bande spürte Tom, dass er etwas unternehmen musste. Das Leben auf der Straße fesselte ihn nicht.

An einem Sonntagnachmittag hing der Neunjährige in der Nähe der Kirche herum. Schmutzig, verschmiert, in einer hoffnungslosen Situation.

Als ich Tom zum ersten Mal begegnete, fiel mir sofort seine hohe Intelligenz auf. Ungeachtet seines verwahrlosten Aussehens konnte er seine Bitten und Wünsche immer höflich in Worte fassen. Nie fehlte das Wort »danke«, nie wurde Tom aufdringlich.

Anfangs lebte Tom zusammen mit einem Haftentlassenen im Keller. Dieser Mann sollte sich um den Jungen kümmern und auf dem Elektroherd für die beiden das Essen zubereiten. Aber bald stellte sich heraus, dass die besten Bissen wie Zucker, Bonbons oder Saft gar nicht zu Tom

gelangten. Der Haftentlassene verzehrte diese Sachen vor den Augen des Jungen alleine, ohne sich zu schämen.

Gut, dass der Junge sich getraute, darüber zu reden.

Nein, er beschwerte sich nicht, denn die Petzen werden im Gefängnis als Verräter bezeichnet und nicht geduldet. Tom erzählte einfach so, wie wir alle über unsere beliebigen alltäglichen Ereignisse erzählen, ohne besondere Emotionen.

Wir beschlossen, das Essen für Tom oben in den Räumen der Kirche herzurichten, aber dies dem Ex-Häftling nicht zu sagen. Wenn man sein halbes Leben im Gefängnis verbracht und nie etwas besessen hat, wenn immer Mangel an allem geherrscht hat, dann ist es natürlich, dass man versteckt, klaut und von den Schwächeren nimmt. Wahrscheinlich hatte das Leben mit diesem gebeutelten Mann Tom auch etwas Gutes gegeben.

Tom hat sich aber im feuchten Keller eine Pilzerkrankung der Haut zugezogen, die immer wieder akut wird. Sein ganzer Körper ist dann mit vereiterten Krusten bedeckt, besonders schmerzhaft ist dies an den Armen und Händen. Ich verbinde Tom zweimal täglich. Während des Verbandanlegens ist er sehr geduldig. Als ob er versucht, mich zu schonen. Er sagt, dass ich ja diese grässlichen stinkigen Wunden gar nicht zu verbinden bräuchte, wenn es ihn nicht gebe. Jedes Mal fragt er, ob ich Zeit habe, ihm Essen zu geben und ihn zu verbinden. Wenn ich in seine Augen schaue, spüre ich, welche Schuldgefühle er deswegen hat.

Wie oft schicken die Erwachsenen Kinder weg mit den Worten, man habe momentan keine Zeit für sie, sie sollen später kommen. Aber was nützen uns unser wichtiges Tun und unsere globalen Pläne und Programme, wenn wir keine Zeit für ein Kind haben? Sei es nun unser eigenes, ein Straßen- oder auch ein Heimkind.

Ich erinnere mich an eine Begebenheit aus der Weihnachtszeit. Die Kirche war schön geschmückt, wundervolle Musik erklang, an der Tanne brannten Kerzen. Die Menschen wünschten sich einander gesegnete Weihnachten und eilten nach Hause, um im Kreise ihre Familien die Weihnachtsstimmung zu genießen.

Ich wollte gerade in den Keller gehen, um Tom zu dem zweiten täglichen Verbinden zu holen. Plötzlich sah ich mit einer schmerzlichen

Die Peeteli kirik
– Bethelkirche –
in Tallinn: Zuflucht
und Zuhause für
Straßenkinder



Klarheit, dass der Junge sogar die Weihnachtsnacht allein im dunklen und feuchten Keller zubringen würde. Was hatte es da zu sagen, dass er ein Weihnachtspaket und Essen bekommen hatte und sich waschen konnte.

Ich suchte schnell einige Kleidungsstücke heraus, die uns als humanitäre Hilfe geschickt worden waren, und hastete in den Keller. Ich weiß nicht, ob ich dem Jungen überhaupt etwas verständlich erklären konnte. Ich weiß nur, dass in mir ein Gefühl der Befreiung und eine Weihnachtsstimmung entstanden, die kaum zu beschreiben sind.

Zwanzig Minuten später rannte ich mit Tom zum Bus. Obwohl wir erst um neun Uhr bei mir zu Hause ankamen, war unser Weihnachtstisch um elf schon gedeckt. Kurz vor zwölf habe ich Toms Haare entlaust.

Solche Weihnachten hatte ich noch nie gehabt! Und wenig wahrscheinlich, dass es sich wiederholen wird. Spät in der Nacht, als Tom schon friedlich im Bett schlief, spürte ich stärker denn je die Nähe Christi und dieses Gefühl würde ich gegen nichts auf der Welt eintauschen.

*Er war der Allerverachtetste und Unwerteste,
voller Schmerzen und Krankheit.*

*Er war so verachtet,
dass man das Angesicht vor ihm verbarg;
darum haben wir ihn für nichts geachtet.*

*Fürwahr, er trug unsre Krankheit
und lud auf sich unsre Schmerzen.*

(Jesaja 53,3–4 a)

Ein Genie zwischen Mülltonnen

Ungeachtet seiner Straßensitten und seines ausgiebigen Klebstoffschnüffeln geht Peter jeden Morgen zur Schule, obwohl er einen starken Kater hat, keine Uhr besitzt und sich oft verspätet.

Auch seine Schulsachen sind nicht komplett, das meiste muss er sich ständig von seinen Klassenkameraden borgen. Seine Kleider sind sehr verschlissen und löchrig. Man verspottet ihn und lacht ihn aus. Er sitzt

allein in der Schulbank, denn niemand will neben einem Stinkbeutel sitzen.

Doch Peter hat einen starken Willen. Seine Hausarbeiten sind immer gemacht. Wenn er sie nicht »zu Hause« erledigen kann, geht er zeitiger in die Schule und bereitet sich dort vor, oder er benutzt die Pausen, um die Hausaufgaben zu erledigen.

Peter hat ein gutes Gedächtnis. Alles, was der Lehrer sagt, prägt er sich ein. Auf seinem Zeugnis stehen Vieren und Fünfen.* Es gibt jedoch niemanden, dem er diese guten Noten vorzeigen könnte. Niemand fragt ihn, wie es in der Schule war, oder lobt ihn für die guten Noten.

Oft hat Peter nichts gegessen und ihm wird schwindelig. Besonders glücklich sind für ihn die Tage, an denen jemand aus der Klasse fehlt. Dann kann er das Mittagessen dieses Kindes bekommen. Deswegen wünscht sich Peter jeden Morgen, dass wieder jemand aus der Klasse krank geworden sein möge und mindestens einen Tag fehlen würde.

Als wir Peter schon besser kennen, fängt er an, seine Schulfreuden und -leiden mit mir zu teilen. Immer wieder stelle ich mir die Frage: »Was veranlasst dieses Kind, zur Schule zu gehen?«

Peter schaut neuerdings jeden Tag nach der Schule in der Kirche vorbei. Wir haben für ihn eine Ecke gefunden, wo er seine Hausaufgaben

* Entsprechen im estnischen Schulsystem den deutschen Zweien und Einsen.

Straßenkinder werden früh erwachsen.



machen kann. Nach und nach besorgen wir ihm Schulsachen und saubere Kleidung.

All das ist gar nicht einfach. Einige Male wird ihm in Kopli seine Schultasche mit allen Lehrbüchern geklaut. Das Kind leidet sehr darunter. Er will doch so gern lernen. Als der Ranzen zum zweiten Mal geklaut wird, beschließen wir, dass Peter seine Tasche in der Kirche lassen und am Morgen wieder holen soll.

Ich unterhalte mich mit der Klassenlehrerin. Sie findet nur lobende Worte für den Jungen: ehrgeizig, willensstark, klug. In Wirklichkeit hat

es Peter aber sehr schwer. Er spielt gleichsam zwei verschiedene Rollen. Eine in der Schule, als guter Schüler, aber von den anderen trotzdem verachtet. Die andere nach der Schule in Kopli. Dort hält man hielt ihn für einen Sonderling. Er geht zur Schule, ist das wahr?

Wer mit den Wölfen lebt, muss auch mit ihnen heulen.

Ich staune, wie er das aushält. Und doch muss man sagen, dass er es nicht immer so verkraftet. Oft weint er wie ein kleines Kind, ein anderes Mal ist er so in sich gekehrt, dass er niemanden um sich herum wahrnimmt. Die Tage vergehen und dann im Frühling gibt es die Überraschung. Peter hat nur Fünfen auf dem Zeugnis! Nun hat auch Peter einen Menschen, dem er sein Zeugnis zeigen kann, einen Freund, der ihm Blumen und ein Geschenk überreicht.

»Du, mein kleines Genie«, denke ich im Stillen. »Du wirst noch ein Professor, die ganze Welt wird noch von dir hören!«

Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.

(Psalm 111,10)

Freundinnen, die Männer hassen

Marina und Diana sind Freundinnen. Sie sind zusammen aufgewachsen, haben zusammen Hunger und Kälte gelitten. Marinas Finger und Zehen sind so stark erfroren, dass sie krumm sind und oft schmerzen. Marina und Diana verraten einander nicht. Einmal wurden sie beim Klauen ertappt. Sie saßen die ganze Nacht im Polizeirevier, aber sagten nicht gegeneinander aus.

Manchmal macht ihre Freundschaft einen recht seltsamen Eindruck. Es kommt vor, dass sie einander im Spiel schmerzhaft verletzen, doch weder weinen sie noch sind sie gekränkt.

Die beiden Mädchen sind schon so »groß«, dass sie ihr Brot mit Prostitution verdienen. Die Kunden sind verschieden. Es gibt Männer im mittleren Alter, aber auch jüngere, die bereit sind, für wenig Geld ihr Sexualleben mit 13-/14-jährigen Mädchen zu bereichern.

Gewöhnlich verdienen die Mädchen um die 100 Kronen (ca. 6 Euro) am Tag. Sie mieten sich in Kopli zusammen ein kleines Zimmer, aber in der Regel bringen sie ihre Kunden nicht nach Hause. Anfangs hatten sie sich in der Nähe vom Tallinner Hauptbahnhof »Balti« selbst »Arbeit« gesucht, jetzt haben sie einen Zuhälter. Dem müssen sie auch Geld zahlen. Viel bleibt da nicht übrig, denn sie müssen sich noch Wäsche und Kosmetik, Kleider und Essen kaufen, und auch die Mutter, eine Alkoholikerin, braucht Unterstützung.

Manchmal, wenn die Mutter ganz betrunken ist, kommt sie an die Tür von Marina und Diana und beschimpft sie. Wenn ihr Geschrei auf dem Korridor zulautet, kommt Marina heraus und schlägt einmalkräftig zu. Die Mutter hat dann ein blaues Auge und es herrscht wieder Frieden. Ich begreife den russischen Spruch »Wer liebt, der schlägt« immer besser.

Auch die Mädchen selbst trinken oft, denn einige Männer sind so ekelhaft und grässlich, dass man sie nüchtern nicht ertragen kann. Das Geld wird vorab kassiert, denn es gab Fälle, wo sie nach dem Sex gar kein Geld sahen oder gerade noch fünf bis zehn Kronen für ein Eis.



Zwei Mädchen suchen Schutz in der Gemeinde.

Ab und zu bedienen sie auch Ausländer. Einmal war ein finnischer Tourist so betrunken, dass er sich am nächsten Morgen an nichts erinnern konnte. Die Mädchen führten ihn aus Kopli heraus, weil sie Angst hatten, die örtlichen Banden könnten dem Finnen Gewalt antun. Marinas und Dianas Freude über ihn war groß, denn sie hatten sich aus seiner Geldbörse 2000 Finnische Mark »geliehen«, die gewiss nicht zurückgezahlt werden mussten. Da gab es viel Spaß und Freude! Die Mädchen waren nicht geizig. Sie kauften jede Menge Weißbrot, Wurst, Bonbons und teilten dies auf den Straßen von Kopli unter kleineren Kindern aus. Noch eine Woche danach liefen ihnen verschmierte Kinderhorden hinterher und verlangten Bonbons.

Es ist nicht einfach, sich zu verkaufen, aber man kann damit leben. Manchmal tut es sehr weh, sowohl körperlich als auch seelisch, denn der Wunsch des Kunden ist Gesetz. Wer bezahlt, bestellt auch die Musik. Diana und Marina haben große Angst vor Geschlechtskrankheiten, aber das Geld reicht nicht immer für Kondome. Manchmal verlangen die Kunden den Sex auch ohne.

Mehr als drei, vier Männer am Tag werden nicht bedient, mehr hält die Gesundheit nicht aus. Manchmal können sie sich zwischen zwei Kunden nicht mal waschen.

Marina hasst Männer. Sie sagt, dass sie alle nur das Eine wollen. Nach Dianas Meinung gibt es keine Liebe. Alles ist nur Geschäft, auch zwischenmenschliche Beziehungen.

Den Jungen in Kopli gefällt es nicht, dass Diana und Marina anschaffen. Einmal beschlossen sie, den Mädchen zu zeigen, wer hier das Sagen hat. Sie lauerten ihnen im Gebüsch auf und verschleppten sie in einen Bunker. Nach Verhöhnung und Prügeln befriedigten alle zwölf Jungen ihre sexuellen Bedürfnisse. Dieser Alptraum dauerte zwei Tage lang. Als die Mädchen zwischenzeitlich das Bewusstsein verloren, wurden sie mit kaltem Wasser übergossen und alles fing von vorne an.

Seitdem gibt es beiderseitig nur ein sehr kühles Verhältnis. Die Grenzen sind gezogen und das Leben geht weiter. Die Mädchen schlafen mit Männern und die Jungen halten Ausschau nach Raubopfern. Das ist das Straßenleben mit seinen eigenen Regeln. Weder die Polizei noch die Nothilfe verirren sich hierhin.

Viele Leute leben hier ohne jegliche Dokumente. Eigentlich existieren sie also gar nicht. Wen stört es dann, wenn mal wieder eine Hand, ein Fuß oder ein Kopf gefunden wird. Ein Asozialer weniger ... Und wenn die Polizei doch ein paarmal am Tag durch Kopli fährt, gibt es nichts zu sehen. Alles geschieht ja in den Bunkern, Spelunken, und vor allem nachts. Tagsüber ist es hier bedrohlich still, die nächtlichen Unruhestifter schlafen. Nur die hungrigen und herrenlosen Hunde streunen umher. »So schreiten wir in Estland immer stolzer in eine lichtvolle Zukunft«, denke ich ironisch.

Und doch ist auch dieser Ort von Gott geliebt und diese vom Leben Verstoßenen sind Gottes Geschöpfe.

Wie groß muss der Schmerz in der Seele eines Menschen werden,
damit er anfängt, einen Ausweg zu suchen?

*Als sie nun fortführen, ihn zu fragen,
richtete er sich auf und sprach zu ihnen:
Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.
Als sie aber das hörten, gingen sie weg,
einer nach dem anderen, die Ältesten zuerst.*

(Johannes 8,7.9)

»Sollen sie doch krepieren ...«

Ich denke ständig daran, wie schädlich das trockene Essen für die Kinder ist. Besonders das, was sie in den Mülltonnen aufstöbern.

Im obersten Stockwerk der Kirche sind eine Küche und ein Zimmer fertig geworden. Zum Waschen ist lediglich ein verrostetes Waschbecken mit kaltem Wasser da. Aber eine Suppe kann man auch so kochen! Zusammen mit den Leuten aus der Kirche machen wir uns an

die Einrichtung eines Tageszentrums. Wir haben nichts außer vielen Freunden. Uns werden Möbelstücke, Kinderkleider, Essen und Geld gespendet.

Tag und Nacht ist kein Unterschied. Es gibt sehr viel Arbeit. Ich gehe immer seltener nach Hause. Obwohl mir das Herz im Leibe wehtut, wenn ich an die Situation bei mir zu Hause denke, spüre ich, dass ich zurzeit in der Nähe der Straßenkinder und für sie erreichbar sein muss.

Ich erinnere mich an das erste Suppenessen im Tageszentrum. Wir hatten 15 Liter Suppe gekocht und bangten, ob es reichen würde. Zwei Stunden lang warteten wir auf die Kinder. Hatten sie uns wirklich an der Nase herumgeführt? Sie hatten doch versprochen zu kommen?!

Wir gingen nach Kopli. Die Ärmsten: Sie hatten nicht gewusst wohin und sich auch nicht getraut. So gingen wir den Weg zusammen zurück. Noch eine ganze Woche lang habe ich sie in Kopli abgeholt. Ich weiß nicht, was die Leute über uns gedacht haben. Wir haben wahrscheinlich ein sehr komisches Bild geboten. Eine lärmende, schmutzige, stinkige Kinderbande wandert hinter mir her in Richtung Kirche. Ein Kind raucht, andere reißen Zoten. Die Menschen schauen uns neugierig nach: Wohin rennt diese Meute?

Die Nachbarn verstehen nicht, was vor sich geht, und schreiben ständig an alle möglichen Behörden Beschwerdebriefe. Wir aber versuchen im zweiten Stock der Kirche aus Wilden Menschen zu machen.

Die 15 Liter Suppe waren natürlich zu wenig. Schon ein einziger der größeren Jungen konnte mit einem Mal fünf, sechs Liter Suppe verschlingen. Das Brot wurde als Vorrat in die Taschen und hinter den Gürtel gesteckt.

Es gibt zwei Sorten von Kindern: die einen, die endlos viel essen können, und die anderen, die nur wenig essen und sich sofort vor Schmerzen winden oder sich übergeben. Einige der Kinder haben nie eine Suppe gegessen, ihr Organismus verträgt kein warmes Essen. Die ständigen Verdauungsprobleme der Kinder, die Ausschläge und Allergien sind unser täglicher Kampf.

Es hat keinen Sinn, zum Arzt zu gehen. Die Kinder haben keine Krankenversicherungskarten, in der Tat fehlen bei manchen sogar die Geburtsurkunden. Sie sind Niemand. Nachdem ich vergebens an der Tür so mancher Ärzte geklopft habe, begreife ich, dass diese Kinder unsere gegenwärtige Gesellschaft nur stören. Irgendwelche hungrigen Russen aus den Müllcontainern, die in das Bild vom freien Estland nicht passen!

Wenn ich versuche, einem Beamten zu erklären, was das für Kinder sind und welche Hilfe wir benötigen, ist die übliche Frage: »Warum machen Sie das? Sollen sie doch so krepieren ...«

Ich begreife nun den Satz: »Arzt, hilf dir selbst.« Und ich danke Gott, dass ich vor Jahren die medizinische Fachschule absolviert und 15 Jahre lang als Krankenschwester gearbeitet habe.

Zunächst benötigen wir viele Medikamente. Das Geld reicht aber nicht mal fürs Essen. Ich suche meine früheren Kollegen in den Krankenhäusern auf und bettele um Medikamente.

Am schlimmsten ist der Kampf gegen die Läuse. Die Kinder kommen natürlich gern jeden Tag, um Suppe zu essen und sich zu unterhalten. Sie wollen auch die Läuse loswerden, nicht um sauber zu sein, sondern weil die Kopfhaut furchtbar juckt. Aber wenn sie am Abend wieder auf die Straße gehen, »sammeln« sie die Läuse sofort wieder ein. So wiederholt sich die gleiche stumpfsinnige Desinfektion gegen Läuse und Krätzmilben jeden Tag aufs Neue. Und indem wir einander unterstützen und helfen, Erbrochenes wegwischen und Läuse töten, kommen wir einander näher.

Zu lernen gibt es aber noch sehr viel. Sich anständig benehmen, ordentlich essen, sich sauber halten, lesen, schreiben, zeichnen. Diese

Liste könnte man noch lange fortsetzen. Das Ganze ist wie der Widerpenstigen Zähmung. Häufig halten die Nerven der Kinder nicht aus, dass etwas, was sie gerade üben, wieder und wieder schief geht. Da fliegt so manche Tür mit einem Knall zu, denn alles hinzuschmeißen ist am einfachsten.

Wegen der angespannten Situation wechseln unsere Freiwilligen oft. Die Kinder lärmen, schimpfen, raufen. Als was oder wer werden wir nicht bezeichnet! Zu schweigen von Anspucken und Diebstählen.

Am Abend, wenn ich alleine die Ruhe des Tageszentrums genieße, begreife ich immer besser den Schmerz und das Leid Christi auf dem Weg zum Kreuz und beim Kreuztragen. Mir tut es nicht halb so weh, aber Demütigung und Demut sind meine täglichen Begleiter.

Oft habe ich das Gefühl, dass mein Kopf vor Schmerzen zerspringt. Die unendlichen Kopfschmerzen von dem großen Lärm ... Wenn sie doch morgen nicht so viel schreien würden. Vielleicht ...

Da sprach er zu ihnen allen:

*Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst
und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach.*

(Lukas 9,23)

Mit Ermutigung und Lob Schritt für Schritt vorwärts

Neue Ernährungsgewohnheiten entwickeln sich zäh. Eines Tages beschließen wir, statt Suppe Kartoffeln und Soße anzubieten. O weh! Die Kartoffeln werden trocken aufgegeben, die Soße probiert niemand. Die Kinder fragen nur, was das für ein Matsch sei. Sie haben noch nie eine Soße gesehen. Wir versuchen zum Essen auch etwas frischen Salat anzubieten, aber das gefällt ihnen überhaupt nicht.

Ich setze mich zusammen mit den Kindern an den Tisch, um sie langsam, Schritt für Schritt, mit dem Essen, das sie noch nie probiert haben, vertraut zu machen. Erst als der Anführer der Meinung ist, dies oder jenes sei doch ganz essbar, probieren alle.

Anfangs genießen sie sich, zusammen zu essen. Von Messer und Gabel kann gar keine Rede sein, es ist schon viel, wenn jemand einen Löffel nimmt. Meistens essen die Kinder mit der Hand.

Wir machen auch die ersten Versuche zu zeichnen. Einige Kinder sehen zum ersten Mal Stifte und Papier. Ihre spontane Antwort auf meinen Vorschlag ist, dass sie nicht malen möchten! In Wirklichkeit wollen sie sogar sehr, aber sie können es nicht und haben Angst, sich zu blamieren.

Auf den Zeichnungen 10- bis 12-jähriger Kinder schauen uns Strichmännchen und schwarze Sonnen entgegen. So malen im Kindergarten die Drei- bis Vierjährigen. Aber es ist schon ein Fortschritt, dass sie einen Stift in die Hand nehmen. Wenn man ein Kind lobt und ihm Mut macht, lernt es auch zu zeichnen.

Im Hintergrund fährt ein 15-jähriger Junge mit einem Spielzeugauto. Er ahmt das Motorgeräusch nach und ist mit dem Spiel so beschäftigt, dass die Spucke aus dem Mund spritzt. Plötzlich steht der lange, junge Mann auf und sagt, er gehe jetzt eine Zigarette rauchen, danach spiele er weiter. Und das inzwischen ja niemand sein Auto anrührt!

Sehr viele Spielsachen und Gegenstände gehen anfangs kaputt. Die

Gemeinsames
Essen an einem
Tisch – auch
das will gelernt
sein.



Kinder machen es nicht absichtlich, sie haben bloß so viel Kraft und so wenig Geduld. Auch an Geschicklichkeit mangelt es.

Wir versuchen den Kindern zu erklären, dass wir Sachen, Menschen und die Natur um uns herum lieben und bewahren sollen. Manchmal müssen wir das zehnmal am Tag wiederholen. Und doch ist es vergessen, wenn ein Wutanfall kommt.

Im Tageszentrum haben wir jetzt rund 30 Kinder, jedes von ihnen hatte eigene Freuden und Sorgen. Ich fange erst jetzt so richtig an, meinen Mann und meine Tochter zu verstehen. Anfangs war mein Leben so geschäftig und stressig, dass ich einfach nicht genügend Aufmerksamkeit für mein Zuhause übrig hatte. Ich liebte meine Arbeit so sehr, dass ich meinte, alle, auch meine Familie, müssten mir dabei unbedingt helfen.

Doch man kann niemanden zur Hilfe zwingen. Man kann nur die Richtung zeigen. Seine Wahl trifft jeder Mensch selbst.

*Der Herr aber antwortete und sprach zu ihr:
Marta, Marta, du hast viel Sorgen und Mühe.*

Eins aber ist Not.

*Maria hat das gute Teil erwählt;
das soll nicht von ihr
genommen werden.*

(Lukas 10,41–42)

Menschen, hilft uns, Menschen zu werden!

Die ersten warmen Winde des Jahres wehen – sogar das hässliche Kopli sieht menschenfreundlicher aus. Ich denke an den bevorstehenden Sommer und an diese Kinder. Müssen sie wirklich den ganzen Sommer in diesem heruntergekommenen Stadtteil verbringen, als einzige Quelle der Freude die Suppe aus dem Tageszentrum?

Natürlich geben wir unser Bestes, aber ständig spüre ich, dass etwas

fehlt, dass dieses und jenes noch besser gemacht werden könnte.

Und die Abende sind schrecklich. Jeden Abend muss ich den Kindern sagen, dass die Zeit im Tageszentrum um ist. Es ist Zeit zu gehen! Wohin denn? Nach Hause?! Das haben sie ja gar nicht! Ich müsste sagen, geht zurück auf die Straße. Dahin, wo ihr herkommt! Ihr habt Wärme erfahren. Jetzt ist es genug. Geht und lebt bis morgen nach den grausamen Regeln der Straße. Dann kommt morgen wieder und versucht aufs Neue, lieb zu sein. Wenn mich jemand fragen würde, was ich am allermeisten bräuchte, würde ich antworten: Unterstützung, Verständnis. Dies nicht nur von Beamten, sondern besonders auch von Mitchristen.

Wir brauchen unser eigenes Zuhause.

»Was für ein schöner, rosaroter Traum«, sagte ein Mitchrist, der im Ausland lebt, wünschte viel Glück und war weg.

Und der Sommer? Ich rufe verschiedene Jugendlager an, christliche und nichtchristliche. Bin ich aber blauäugig! Einer will nichts von Mülltonnenkindern hören und ein anderer nennt einen solchen Preis, dass es einem die Sprache verschlägt. Und ich Dummkopf, was habe ich denn erhofft? Dass alle sofort ihre Hilfe anbieten? Dass sich die Menschen wünschen werden, in ihrer Nähe oder im Jugendlager lärmende, tobende Kinder zu haben, die hauptsächlich Russisch sprechen?

Menschen, hilft uns, Menschen zu werden!

Nachdem ich eine Woche lang ergebnislos herumtelefoniert habe, beschließe ich, nicht mehr zu sagen, um was für Kinder es sich handelt.

Ich lüge nicht, aber die Wahrheit sage ich auch nicht. Mein Herz ist schwer wegen dieses Entschlusses. Ich klage mein Leid einem Mitchristen, der meint, ich solle mich nicht sorgen. So eine Sünde würde Gott vergeben.

Die Schriftstelle wird lebendig, in der steht: Lasst die Kinder zu mir kommen, denn ihnen gehört das Reich Gottes.

Ich fange wieder an zu telefonieren.

Sie brachten auch kleine Kinder zu ihm, damit er sie anrühren sollte.

Als das aber die Jünger sahen, fuhren sie sie an.

Aber Jesus rief sie zu sich und sprach:

*Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht,
denn solchen gehört das Reich Gottes.*

(Lukas 18,15–16)



Inge Ojala: »Was ich am meisten brauche: Unterstützung, Verständnis.«

Wo kann man Straßenkinder waschen?

Halleluja! Wir verbringen den Sommer auf der Insel Saaremaa! Das bedeutet drei lange Monate zusammen mit den Kindern! Zurzeit bin ich so froh, dass alle Zweifel in den Hintergrund gerückt sind.

Auf Saaremaa gibt es einen herrlichen Ort im Schoß der Natur, weit weg von den großen Straßen. Das verwahrloste Gutshaus in Tumala wird unser Sommerquartier.

Die Eigentümer des Gutshauses sind gewöhnliche moderne Geschäftsleute. Als sie hören, um was für Kinder es sich handelt und dass das Geld knapp sei, kommen sie uns mit dem Preis entgegen. In der Tat kommen sie uns in jeglichem Sinne entgegen, sowohl was den Bau von Toiletten als auch das Großreinemachen im Gutshaus betrifft. Die Eigentümer machen sogar Lobbyarbeit in der Umgebung, damit die Anwohner sich nicht so sehr erschrecken, wenn sie uns sehen. Diese Geschäftsleute sind keine Christen, aber sie verhalten sich wie welche. Warum verhalten wir Christen uns manchmal wie die Ungläubigen? Wir können von ihnen viel lernen.

Die Kinder werden in vier Gruppen eingeteilt. Große Jungen und große Mädchen, kleine Jungen und kleine Mädchen. Ich fand Erzieherinnen und Erzieher, eine Köchin und eine Küchengehilfin – Christen und Christinnen im Alter von 20 bis 25 Jahren. Ehrlich gesagt war es nicht einfach, Menschen zu finden, die bereit sind, für den ganzen Sommer auf eigene Unternehmungen zu verzichten und Straßenkinder zu erziehen.

Oft kommt es vor, dass jemand von den Erziehern seine Sachen packt und sagt: »Ich kann nicht mehr, ich gehe.« In der Küche geht es zwischenzeitlich so heftig zu, dass das Geschirr umherfliegt.

In diesen Momenten erinnere ich mich an einen Lehrer, dem ich während meines Theologiestudiums begegnet war. Als wir jammerten, pflegte er mit einem Lächeln zu fragen, wer gesagt habe, dass das Leben leicht sein müsse ...

Und das, was die Kinder mir nehmen, geben sie doppelt zurück. Wieder wird ein Grundsatz aus der Bibel lebendig. Hilf und gib, und Gott belohnt dich dafür mehrfach.

Die Kinder kommen direkt von der Straße ins Lager, daher ist es notwendig, den größten Schmutz vorher herunterzuwaschen. Ich telefoniere mit mehreren Saunen, aber es wird einmal wieder deutlich, auch mit Geld genug für den Eintritt werden keine Straßenkinder in die Sauna gelassen. Im Grunde haben diejenigen, die es nicht erlauben, Recht. Bazillen, Läuse und Krätze sind alltägliche Begleiter der Kinder. Zum Schluss rufe ich die Sauna von Kalamaja an. Ich sage, wir werden ins Lager fahren und dass es kirchliche Kinder sind. Ich habe ja nicht gelogen, bloß nicht die ganze Wahrheit gesagt.

Ich ermahne die Kinder, sich ordentlich zu benehmen, weil dies unsere einzige Chance sei, etwas sauberer zu werden. In Plastiktüten haben wir für jedes Kind neue, saubere Kleider und Sportschuhe dabei. Den Jungen haben wir im Vorhof der Kirche die Haare abrasiert. Anfangs läuft alles prima. Niemand stört uns, wir waschen mit den Erzieherinnen die Kinder. Wenn ein Kind sauber ist, werfen wir seine Lumpen und Schuhe sofort in die Plastiktüte, um diese dann später auf Saaremaa zu verbrennen. Es sind nur noch die Allerkleinsten übrig geblieben, als plötzlich die Mitarbeiterinnen der Sauna mit entsetzlichem Geschrei hereinstürzen: »Was machen Sie hier, wen waschen Sie und was für Lumpen haben Sie in den Tüten?«

Ich sage mir: Ruhe, nur Ruhe ... und wasche die letzten Kinder, begleitet von Schimpfkanonaden. Rausschmeißen werden sie nackte Menschen doch wohl nicht. Wahrscheinlich hatte jemand aus der Nachbarsauna gewarnt, dass Straßenkinder einen Waschplatz suchen. Als das letzte Kind sauber ist, packen wir alle Sachen und rennen zum Bus. Ich kann den Schimpfenden nur noch Gottes Segen wünschen ...

Im Lager beginnt dann der echte Kampf gegen Läuse und andere Insekten. Die langen Haare der Mädchen werden gekürzt, die Apotheken der Umgebung sind leer gekauft von Mitteln gegen Läuse und Krätze.

Was werden die Einheimischen aus der Umgebung wohl denken? Was für komische Kinder und seltsame Erwachsene?! Die Kinder fahren mit den Fahrrädern herum, Zigarette im Mund, eine Plastiktüte zur Läusebe-

kämpfung auf dem Kopf, und reißen Zoten. Aber angezogen sind sie wunderhübsch. Die Kleider haben wir als humanitäre Hilfe aus Finnland, Schweden und Norwegen bekommen. Wir haben die schönsten ausgewählt, wollen, dass die Kinder sich wohl fühlen. Das ist ja auch ein Mittel, um das Selbstwertgefühl zu steigern. Ich weiß doch, wie wichtig es für die Jugendlichen ist, gut angezogen zu sein.

Der Wohnraum der großen Jungs ist ein heilloses Durcheinander. Am widerlichsten sind die stinkenden Socken in einer Ecke.

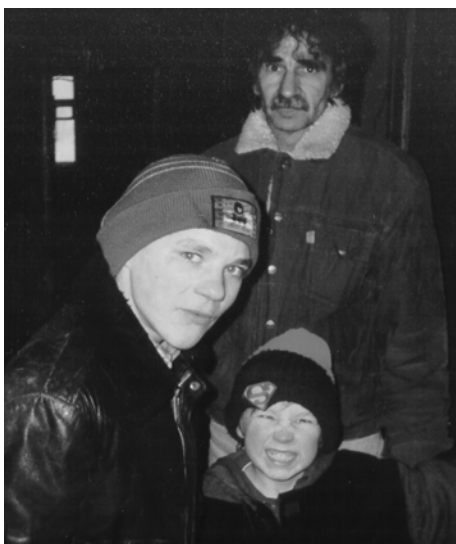
Der größte Teil der jungen Männer liegt auf dem Rücken im Bett und hört Musik. Auf meine Bitte, dass sie ihr Zimmer sauber machen sollten, reagieren sie nicht. Sie schauen mich an wie eine Erscheinung. Was tun? Sie anschreien? Sagen, dass sie kein Mittagessen bekommen: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen ...? Nein, stopp! Sie können doch nicht sauber machen, sie haben ja nie ein Zimmer gehabt! Ich seufze, nehme den Besen, hole mir Wasser und fange schweigend an, sauber zu machen.

»Was machst du?«, fragt Valeri. Ich antworte nicht, ich lächele nur. Die Jungs beobachten mich aus ihren Betten.

Plötzlich stehen zwei der jungen Männer auf und sagen: »Ingatschka (das ist mein russischer Kosenamen), sag und zeig uns, was wir machen sollen, wir machen es!« So lernen wir gemeinsam, entwickeln uns weiter und kommen ans Ziel. Doch bis dahin ist es noch ein weiter Weg.

Das Zimmer ist in Ordnung, alle sind glücklich. Die großen Jungs gehen jetzt in die Zimmer der anderen Gruppen und verlangen Ordnung. Als Vorbild führen sie ihr Zimmer vor. Beim Abendappell hören sie Lob für ihr ordentliches Zimmer und bekommen auch eine kleine Belohnung. Das wirkt!

Doch es geht nicht nur um die Ordnung in den Zimmern. Niemand wäscht die schmutzigen Socken und bald türmt sich in der Ecke der Jungenzimmer ein großer Sockenhaufen. Ich stöhne und stelle fest, dass die sauberen Socken bald zu Ende gehen, wenn wir so weiterleben. Ich nehme einen Zuber mit heißem Wasser und alle Socken von den Jungen. Eine Waschmaschine haben wir in unserem sommerlichen Zuhause nicht. Während ich draußen die Socken schrubbe, habe ich genug Zeit nachzudenken, wo etwas schief gelaufen ist, oder wie die Jugendlichen sagen, wo ich in den Eimer getreten bin.



»Die Kinder wären nicht auf die Straße geraten, wenn sie ein normales Zuhause gehabt hätten.« –

»Normalität« müssen Tallinns Straßenkinder mit viel Mühe und liebevoller Begleitung erlernen.

Der Gestank ist ekelhaft. Hinter der Ecke lauert Xenia hervor. Sie ist sehr verwundert, als sie sieht, womit ich mich beschäftige. Xenia ist ein energisches Mädchen und meint, die Sache könne nicht so bleiben. Sie hat gestern selbst ihr Werbe-T-Shirt gewaschen, das war gar nicht einfach ... Jetzt werden die großen Jungs von Xenia was zu hören bekommen!

Nach rund zwanzig Minuten erscheinen die Jungen. Schweigend fangen sie an, mit mir die Socken zu schrubben. Einige machen es wirklich zum ersten Mal. Gewöhnlich tragen sie ihre Socken so lange, bis diese keine Farbe mehr haben und kaum noch existieren. Dann werden sie einfach weggeschmissen. Es gibt auch Jungen, die bisher gar keine Socken gehabt haben. Nackte Füße im Sommer wie im Winter in kaputten Schuhen. Hier im Lager ist es wie in einer Vorher-nachher-Show.

Am Nachmittag hängen alle Wäscheleinen voll frisch gewaschener Socken. Wir treffen mit den Jungen die Vereinbarung, dass die Sachen, die schmutzig sind, sofort gewaschen werden. Das ist einfacher gesagt als getan. So manches Mal finden wir unter Kissen, Matratzen und Betten schmutzige Kleider. Dieses Hinterherschneüffeln ist lästig. Aber wir dürfen nicht nachlassen. Wann sollen wir denn lernen, wenn nicht jetzt?

Es ist einfacher, die kleineren Kinder dazu zu bringen, zu putzen und ihre Kleider zu waschen. Aber wenn man nicht aufpasst, dann kann es bald geschehen, dass die Kleineren für die Größeren Wäsche waschen und deren Zimmer putzen. Ich sammle die Kinder am Abend um den Teetisch und erzähle von gegenseitiger Achtung, Rücksicht und Liebe.

Am Ende verspreche ich Bonbons und Kaugummi für alle, die ihr Zimmer, ihr Bett und ihre Kleider sauber halten. Und natürlich auch Zigaretten. Die Kinder rauchen fast alle.

Die »Prämie« hilft. Immer öfter sehe ich Kinder fleißig beim Verrichten dieser Arbeiten. Wenn jemand etwas fertig hat, fragt er oder sie sofort nach Bonbons. Ich weiß, dass es pädagogisch falsch ist, aber momentan wirkt diese Methode am besten.

Unser zweites Sorgenkind ist die Hygiene. Wie kann ein 15- bis 16-jähriger Junge dazu gebracht werden, sich jeden Abend zu waschen? Er schaut dich mit seinen himmelblauen Augen an und fragt wieder: »Warum? Ist doch auch so gut!«

Mir wird immer deutlicher, dass die Kinder nicht auf die Straße geraten wären, wenn sie ein normales Zuhause gehabt hätten.

Sie sind mir ans Herz gewachsen, ich ihnen wohl auch, denn das Meer der Waldblumen auf meinem Tisch und um mein Bett will nicht enden. Langsam gehen mir die Gläser aus, in die ich die Blüten stecken könnte. Welch wunderschöne Ikebanas kann der vierjährige Denis gestalten! Niemand hat es ihm beigebracht, diese Schönheit strömt aus ihm selbst heraus.

Marju dagegen nimmt alle Blumen nacheinander, in unterschiedlicher Länge, samt Wurzeln und Erde, aber das macht nichts. Wichtig ist der Wunsch, anderen etwas zu schenken und Freude zu bereiten.

Da sprach er zu dem Weingärtner:

*Siehe, ich bin nun drei Jahre lang gekommen
und habe Frucht gesucht an diesem Feigenbaum und finde keine.*

So hau ihn ab! Was nimmt er dem Boden die Kraft?

Er aber antwortete und sprach zu ihm:

Herr, lass ihn noch dies Jahr, bis ich um ihn grabe und ihn dünge.

(Lukas 13,7–8)

Das Lager bei Nacht

Wir haben im Lager wahrlich einen recht seltsamen Tagesablauf. Genauer gesagt, mehr einen Nachtablauf. Die Kinder sind auf der Straße hauptsächlich nachtaktiv gewesen. In den ersten zwei Wochen gibt es praktisch keine Nachtruhe. Erst um vier Uhr morgens herrscht Ruhe im Haus. Frühstück gibt es um 12 Uhr, das Mittagessen um 15.30 Uhr, Abendbrot um 20 Uhr und zwei Stunden später noch ein Vesper.

Die Erzieherinnen und Erzieher sind nicht daran gewöhnt, nachts wach zu sein. Sie sind sehr nervös und blass. Tagsüber haben manche Koordinationsschwierigkeiten. Es ist kein so unübliches Bild, dass eine Erzieherin mitten am Tag in tiefem Schlaf schnarcht und ein kleines Mädchen versucht, sie mit aller Kraft zu wecken.

Wir versuchen, die Kinder möglichst müde zu machen, organisieren verschiedene Spiele, Wettkämpfe und Wanderungen. Die größte Freude bereiten den Kindern die Fahrräder, die wir uns in Kuressaare geliehen haben. Jede Gruppe hat eigene Räder, die Erzieher ebenfalls.

In der Apotheke kaufen wir Pfefferminze und kochen daraus um zehn Uhr abends einen Tee mit Honig. Für die Kleinsten gibt es warme Milch mit Honig, und alle bekommen Kekse.

Wir versuchen, die Kinder auch mit beruhigenden Abendgeschichten bettref zu machen. Zum Schluss beschließen wir, ihnen vor dem Schlafengehen aus der Bibel vorzulesen. Immer kapitelweise, den Kleinen aus der Bilderbibel, den Großen aus dem Neuen Testament. Da alle Mitarbeiter Christen sind, entsteht daraus kein Problem. Auf alle ihre Fragen erhalten die Kinder auch eine Antwort.

Und siehe, ein Wunder – das Vorlesen aus der Bibel wirkt am besten. Die Kinder beruhigen sich langsam und schlafen ein. Natürlich kommt das nicht von einem Tag auf den anderen. Erst am Ende des Lagers können wir feststellen, dass alle Kinder um Mitternacht schlafen. Das ist ein Erfolg!

Mir selbst gefällt im Lager die Nacht am meisten. Alle Kleinen und Großen schnaufen in ihren Betten. Für einige Kinder ist das Bett im Lager die erste normale Schlafstätte ihres Lebens. Manchmal machen sie im Schlaf Geräusche und erzählen etwas.

Ich schaue auf diese Kinder und denke: »Gott, wieso hast du mir diese Kinder anvertraut? Ich kann doch nichts, bin selbst fehlerhaft!«

Ich nehme eine Tasse Tee und lege mich hin. Vorher suche ich noch alle Kinderzimmer auf. Die Fahrräder stehen direkt neben den Betten. Gewaschen und blitzblank poliert, damit es am Morgen sofort wieder losgehen kann. Im Dunkeln glänzen die Nickelteile der Räder wie kleine Lämpchen. Die Kinder können sich sehr wohl um die Sachen und die Menschen, die sie lieb gewonnen haben, kümmern.

Gute Nacht, alle meine Lieben!

*Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir;
denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig;
so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.*

(Matthäus 11,29)



Orientierungsspiel im Sommerlager: Drei Monate verbringen die Straßenkinder von Kopli auf der Ostseeinsel Saaremaa.

Ein Polizist entschuldigt sich nicht bei einem Straßenkind

Jeden Morgen bei der Aufstellung erklären wir den Kindern, dass es unser und fremdes Territorium gibt. Schon am Anfang hatten wir vereinbart, dass die Ländereien um das Gutshaus herum für uns reichen sollten, in den Bauernhöfen haben wir nichts zu suchen. Tatsächlich sind die Kinder selbst gute Ordnungshüter. Wenn die einen etwas weiter gehen, kommen die anderen und sagen es. Wir loben sie und geben

Süßigkeiten. Umso besser passen die Kinder aufeinander auf.

Auch beschließen wir, dass für jedes Schimpfwort zehn Kniebeugen gelten. Das wirkt. Oft kann man die Kinder bei den Kniebeugen und die Erzieher beim Zählen beobachten.

Am Morgen, während die Kinder noch schlafen, rufen mich die Köchinnen, wir hätten unangenehme Gäste. Zwei Männer in Polizeiuniform mit fest entschlossenen Gesichtern. In der Nacht war in einen Kiosk in Orissaare eingebrochen worden und die ganze Umgebung verdächtige unsere Kinder. Sie fragen, ob ich sicher sei, dass alle meine Kinder sowie die Fahrräder nachts zu Hause waren.

Meinen Beteuerungen schenken sie wohl keinen Glauben, denn sie schauen in die Zimmer, um zu sehen, ob in allen Betten wirklich Kinder schlafen. Da es eine frühe Morgenstunde ist, schlafen sie wirklich noch, alle Betten sind mit Kindern belegt.

Die Polizisten ordnen an, dass wir die Kinder beobachten und mitteilen sollen, wenn wir etwas Verdächtiges finden. Aus dem Kiosk waren Zigaretten, Alkohol und Süßigkeiten geklaut worden.

Die Untersuchung dauerte die ganze Woche. Die Kinder sind sehr nervös. Die Polizisten besuchen uns fast täglich.

Am einem Abend kommen die Leute vom benachbarten Bauernhof, um aus dem Gut Trinkwasser zu holen, und sagen nebenbei, die Diebe wären gefasst worden. Es seien Jugendliche aus dem Internat der Sonderschule in Orissaare gewesen.

Mir fällt ein Stein vom Herzen. Am nächsten Morgen rufe ich die Polizeistation an, um das von den Ordnungshütern selbst zu hören. Jawohl, die Nachbarn haben die Wahrheit erzählt – unsere Kinder sind unschuldig. Ich denke, es wäre nur menschlich, wenn die Polizisten sich bei den Kindern entschuldigen würden. Ich sehe ja die Nervosität, die im Lager vorherrscht.

Die Ordnungshüter verstehen meinen Wunsch nicht so recht. Sich entschuldigen? Wofür? Die Kinder haben das ja nicht gemacht, weswegen sie beschuldigt worden sind, erkläre ich.

»Na und, sie haben im Leben doch viel geklaut, es sind doch ehemalige Straßenkinder!«

Das war's. Damit ist das Gespräch beendet.

Am Abend sammeln wir die Kinder im Kaminzimmer, kochen Tee und essen Eierkuchen. Ich spreche mit den Kindern darüber, dass sie nicht schuldig sind. Ich entschuldige mich selbst bei den Kindern und erzähle ihnen kindgemäß die ganze Geschichte, bis dahin, warum die Polizisten denken, dass es nicht notwendig sei, sich zu entschuldigen.

Im Saal herrscht eine Weile betretene Stille, bis Valeri plötzlich fragt: »Inge, sag, wir klauen doch nicht mehr, aber trotzdem halten uns alle für schuldig, wenn irgendwo was passiert. Wann wird man uns endlich vertrauen?«

Ich spüre Tränen in meinen Augen und kann nichts antworten.

Lieber Valeri, wenn du nur wüsstest, dass wir euch schon vertrauen. Vertrauen vom ersten Augenblick an, seit wir euch auf den Straßen von Kopli gefunden haben. Ohne Vertrauen gibt es kein Leben. Aber es gibt leider auch Menschen, die euch nie vertrauen werden. Auch das ist eine Tatsache des Lebens ...

*Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen,
das tut ihnen auch!*

Das ist das Gesetz und die Propheten.

(Matthäus 7,12)

Ohne Dokumente und schuldunfähig – wo kann er hin?

Unsere Köchin kann sich nicht genug wundern, wie viel die Kinder essen. Die frische Luft tut das Ihre, die Kinder werden langsam rotbäckig und sonnengebräunt. Es gibt keine Fragen mehr, was dies oder das für ein Essen sei, und keiner behauptet, es würde nicht schmecken.

An einem Nachmittag beschließen wir mit den Kindern, eine Grillparty zu veranstalten. Wir beraten mit unseren Mitarbeitern, wie viel

Wiener Würstchen wir kaufen sollten. Als wir die Kinder fragen, sind wir mit unseren Überlegungen wieder am Ausgangspunkt, denn die größeren Jungs meinen, dass jeder von ihnen ein Kilo Würstchen verdrücken könnte.

So geht es nicht. Wir beschließen, zehn Kilo zu kaufen, und das soll reichen. Dazu gibt es Tomatensalat, Brot und Ketchup. Alles findet zudem nach dem Abendbrot statt, also dürfte der Hunger nicht allzu groß sein.

Die Kinder sammeln Feuerholz für den Abend. Einige Mädchen helfen der Köchin. In der Gutshausküche finden wir einige besonders spitze Bratspieße. Da diese nicht ausreichen, müssen wir uns im Wald noch einige Spieße schnitzen.

Alle sind beschäftigt. Plötzlich hören wir von der Feuerstelle her furchtbares Geschrei. Alle rennen hin. Ein entsetzliches Bild bietet sich uns: Sander hat die Bratspieße genommen und versucht damit Tom aufzuspießen. Sander hat Filme gesehen, in denen mit scharfen Degen gekämpft wird, und möchte es jetzt genauso machen. Das Ganze ist aber vom Spaß weit entfernt. Sander gibt die Spieße nicht ab und wird immer wütender. Ich hätte das vorhersehen müssen ...

Zwei der Jungen, Sander und Jewgeni, sind geistig gestört. Anfangs fiel das unter all den Kindern gar nicht auf, denn alle brüllten und tobten auf ähnliche Weise. Aber als die Zeit verging und andere Kinder ihr Verhalten änderten, blieb bei ihnen alles beim Alten.

Wo finden Straßenkinder ein sicheres Zuhause und eine neue Familie?



Wenn sie ihre ruhige Phase hatten, gab es keine artigeren Jungs, aber wenn sie einen Tobsuchtsanfall bekamen, dann – rette sich, wer kann! Als es darum ging, wer ins Lager fährt, waren die Jungs eben ganz brav und so erlaubte ich ihnen mitzukommen. Leider war es nicht möglich gewesen, im Vorfeld mit ihnen einen Psychiater aufzusuchen, denn die Jungs hatten keine Dokumente. Vorsichtshalber hatte ich einige leichtere Beruhigungsmittel mitgenommen. Durch meine Arbeit in der Psychiatrie weiß ich, dass man diese nur im äußersten Notfall benutzen darf, wenn das Leben des Patienten oder von jemand anderem in Gefahr ist.

Solche lebensgefährlichen Momente gab es leider noch mehr. Einer der eindrucklichsten hat sich mir im Zusammenhang mit Jewgeni eingeprägt. Es war eine sehr dunkle Augustnacht, so etwa um drei Uhr. Mein Fenster war ein bisschen offen geblieben, und so nahm ich im Schlaf seltsame Geräusche wahr. Ich schaute hinaus und sah eine Gestalt um unser Waschhaus schleichen. Als ich die Treppe hinunterstieg, bot sich mir ein schreckliches Bild. Jewgeni hatte sich mit Kohle aus dem Lagerfeuer schwarz bemalt, ein schmutziges Laken um den Körper gewickelt und die äußerst scharfe Sense unserer Nachbarin geschultert. So ging er von einem Zimmer zum anderen und spielte den Tod. Mein erster Gedanke war, ob alle noch am Leben sind oder ob er jemandem schon

den Kopf abgetrennt hat. Zum Glück konnten wir Erzieherinnen Jewgeni beruhigen.

An sein »Anderssein« kann er sich später nicht erinnern. Und gerade das macht die Lage kritisch. Mit dem Wetter ändert sich seine Psyche und so kann man nie voraussagen, was passieren kann. Abends, wenn wir zusammen die Bibel lesen, ist Jewgeni immer bereit, laut vorzulesen. Alle Geschichten und Namen aus der Bibel prägen sich bei ihm leicht ein. Wenn Jewgeni betet, macht er das aus ganzem Herzen.

Aus den Vorfällen konnte ich viel lernen. Ich begriff, dass ich das Hauptziel aus den Augen verlieren könnte, wenn ich versuchte, allen entgegenzukommen. Die Menschen mit geistiger Störung haben wohl ihre eigene Welt, tröstete ich mich selbst und die anderen ...

In Wirklichkeit braucht niemand Jewgeni. Wir haben später versucht, ihn im psychiatrischen Krankenhaus in Tallinn behandeln zu lassen. Jedes Mal ist er nach einer kurzen Behandlung als hoffnungsloser Fall entlassen worden. Auch eine Aufnahme im Pflegeheim hielten die Ärzte nicht für möglich. Er hat keine Dokumente. Wenn auch die Kirche sich nicht mit ihm befassen will, dann haben wir praktisch einen weiteren nicht schuld-fähigen Verbrecher. Und wahrhaftig, wo sollte er hin?

Jesus sprach zu ihnen:

Die Starken bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken.

Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten.

(Markus 2,17)

**»Ich kann
nicht mehr
ohne Männer ...«**

Von anderen Erzieherinnen hörte ich zunehmend, dass es Probleme mit Lily gibt. Sie verbringt ihre Zeit mit Vorlieben im Zimmer der Jungen, und nicht einfach so, sondern im Bett. Ich unterhielt mich mit Lily, aber sie begriff es nicht. Ich gab ihr zu verstehen, dass ich sie, wenn die Sache kein Ende nimmt, nach Tallinn zurückschicken muss.

Am nächsten Abend nahm ich das Zimmer der Jungen unter Beobachtung. Ich ging hin, kontrollierte, alles war in Ordnung. Ich freute mich, weil ich dachte, dass Lily doch kapiert hätte, dass ihr Verhalten keineswegs passend war.

Um zwei Uhr nachts klopfte Peter an meiner Tür und flüsterte: »Inge, ich kann nicht schlafen, Lily ist wieder mit Jungs im Bett.« Wieso, wunderte ich mich. Ich kam doch gerade von dort und alles war still gewesen.

Es stellte sich heraus, dass Lily die ganze Zeit, in der ich kontrollierte, im Zimmer der Jungs unterm Bett gesteckt hatte. Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als das Mädchen in mein Zimmer zu holen, wo sie auf einer Matratze schlafen sollte.

Am Morgen, nach dem Frühstück, hielten wir mit den Kindern eine Blitzversammlung ab. Als wir ins Lager kamen, hatten wir mit den Kindern vereinbart, dass wir das Kind, mit dem Probleme oder Missverständnisse entstehen, in den Bus setzen und in die Hauptstadt zurückschicken. Kein Kind kann mit Gewalt verändert werden, wenn es sich nicht selbst ändern will ... Alle konnten ihre Meinung sagen. Der größte Teil der Jungen und viele Mädchen beschlossen, dass Lily in die Stadt zurückgeschickt werden müsse.

Bevor wir dieses Urteil Lily mitteilten, fragte ich, ob sie uns etwas sagen möchte oder ob sie sich zusammenreißen könne. Lily sagte jedoch, dass sie sich nicht ändern möchte. Und dann flüsterte sie mir ins Ohr: »Inge, ich kann nicht anders, mein Organismus verlangt nach einem Mann ...«

Nach Lilys Abfahrt ging das Leben weiter. Am Nachmittag verschwand ein Teil der Kinder oft irgendwohin. Nach ein paar Stunden erschienen sie wieder mit geheimnisvollen Gesichtern. Und so einige Tage. Ich fing an, sie zu beobachten. Vorerst wollte ich niemandem von meinem Verdacht erzählen, sondern selbst den Kindern hinterherschleichen.

Ich sah, wie Marju von unserer Köchin etwas erfragte. Dann nahm das Mädchen ein Fahrrad und fuhr auf dem Parkweg los. Ich schnappte mir das erste beste Fahrrad und eilte ihr nach. Zu nah konnte ich nicht kommen, weil ich befürchtete, dass sie mich entdecken würde. Bald bog Marju in ein Waldstück ein. Und wen sah ich? Unsere Lily, die schon seit drei Tagen in Tallinn sein sollte.

Als sie mich bemerkten, waren beide sehr erschrocken. Nachdem ich mir alles angeschaut hatte, fuhr ich ins Lager zurück. Nach dem Vesper rief ich alle Kinder zusammen. Es stellte sich heraus, dass Lily schon an der nächsten Haltestelle ausgestiegen war, weil sie nicht zurück nach Hause wollte. Da würde niemand auf sie warten.

So beschloss das Mädchen, im Wald ein eigenständiges Leben zu beginnen. Die Jungen halfen ihr beim Bau der Hütte. Die war gewaltig! Eine Folie unten und die Äste obendrauf. Drinnen Matratzen, Decken, Kissen. Ein pralles Leben! Die größeren Mädchen brachten die nötigen Sachen und das Essen. Die kleineren wurden nicht eingeweiht, weil man befürchtete, dass sie das Geheimnis nicht für sich behalten könnten. Und so konnte die Geschichte ganze drei Tage lang geheim gehalten werden.

Die Kinder entschuldigten sich und begriffen, dass sie sich falsch verhalten hatten, aber sie hatten es nicht übers Herz gebracht, Lily nicht zu helfen. Sie waren ja zusammen in den Straßen von Kopli aufgewachsen.

Die Situation war mehr als verwickelt. Vom Nachbarhof hörte ich, dass ein paar Bauern Lily besucht hätten. Deswegen wohl hatte ich eine Packung teure Zigaretten auf der Matratze gesehen. Das würde uns noch fehlen, dass jetzt ein Gerücht herumginge, dass im Lager von Straßenkindern Sexdienstleistungen für örtliche Männer angeboten werden.

Ich erteilte den Kindern eine ordentliche Schelte. Ich bat einen Erzieher, Lily sofort mit dem Auto nach Tallinn zu bringen. Wir veran-

stalteten einen Überfall, sammelten alle Sachen aus der Hütte ein und steckten das Mädchen ins Auto. Nur so war es möglich, die junge Dame in die Stadt zu befördern ...

Am nächsten Tag rief mich Lilys betrunkene Mutter an und schimpfte, ich würde mich nicht um ihre Tochter kümmern und mich wohl nicht schämen, das Kind nach der halben Zeit aus dem Lager nach Hause zu schicken, wo es doch nichts zu essen gäbe. Ich versuchte, das Problem ruhig zu erklären, aber die Mutter blieb hart. Sie drohte sogar, die Lokalzeitung darüber zu informieren, was in dem Lager vorgehe. Und sie machte ihre Drohung wahr.

Als wir einen Anruf von der Zeitung bekamen und unsererseits erklärten, was wirklich los gewesen war, seufzte die Journalistin und empfahl uns, nächstes Mal den Menschen nicht mehr so viel Gutes zu tun. Der Artikel erschien nicht.

Zur Zeit ist Lily 18. Weder lernt noch arbeitet sie. Sie verdient ihr Brot als Prostituierte und spritzt Drogen. Manchmal treffen wir uns auf der Straße. Sonst ein freches Mädchen, sagt sie leise und höflich »Guten Tag«, senkt ihren Blick und versucht sich hinter ihrer Zigarette zu verstecken.

Etwas Gutes ist in diesem Mädchen immer noch. Man muss es nur finden ...

*Lernet Gutes tun, trachtet nach Recht, helft den Unterdrückten,
schaffet den Waisen Recht, führet der Witwen Sache.*

(Jesaja 1,17)

Ein Arm voll schöner Rosen

Im Lager haben wir schon eine gewisse Routine erreicht. Das Wetter ist wahrlich heiß und sonnig. Zweimal täglich sind wir baden, denn die Kinder aus Kopli können sich das Leben ohne Wasser nicht vorstellen. In Kopli ist das Meer der einzige Ort, an dem sie sich waschen können.

Peter und Valeria erzählen, wie sehr sie jedes Jahr auf den Frühling warten. Schon wenn das Eis auf dem Meer zu tauen anfängt, drängt es sie ins Wasser. Im Wasser kann man den verkrusteten Schmutz aufweichen und eine Linderung für die von Läusen zerfressene Haut finden.

Abends sitzen wir am Lagerfeuer, singen und sind einfach ruhig. Es ist schon ein Fortschritt, dass die Kinder ins Feuer schauen können und nicht die ganze Zeit lärmten.

An einem verregneten Sommertag fragt Diana: »Vergibt Jesus uns alle Sünden?« Nach der bejahenden Antwort erörtert das Mädchen sehr gründlich, welche Sünde die schlimmste sei. Sind Lügen und Klauen genauso schlimm wie das Töten?

Wir beschließen, mit den Erziehern für die Kinder ein Theaterstück zu spielen. Einfach alle uns bekannten »Sünden« durchzuspielen. Jemand soll Jesus spielen, jemand einen Drogenabhängigen, eine Prostituierte, einen Alkoholiker ... Durch das Schauspiel wollen wir den Kindern die Größe der Liebe Jesu eröffnen. Es ist nicht einfach, das alte Leben hinter sich zu lassen, aber zusammen mit Jesus ist es möglich. Die Proben finden abends statt, wenn die Kinder schon in ihren Betten liegen. Anfangs ist alles sehr schwerfällig, aber nach und nach leben sich die Erzieher in ihre Rollen ein.

Wir haben schon eine Woche geübt, auch die Kostüme sind genäht. Die Kinder sind sehr aufgeregt und verlangen die Aufführung. Na gut, beschließen wir: Heute gibt es eine Generalprobe mit Kostümen und morgen die Aufführung.

Wir beginnen mit den Vorbereitungen zur Generalprobe. Ich spiele eine Prostituierte. Ich habe die entsprechende Kleidung an, vor allem sollen jedoch das Make-up und die Frisur darüber Aufschluss geben, um wen es sich handelt. Als ich in den Spiegel blicke, bin ich regelrecht erschrocken. Eine Frau mit einer sehr lockeren Lebensführung schaut mir entgegen.

Jesus möchte wohl jeder spielen, denke ich. Aber einen Sünder?

Plötzlich höre ich im unteren Stockwerk eine kräftige Männerstimme poltern. Ein furchtbar verärgelter fremder Mann schilt die Kinder und fragt zum Schluss: »Was für ein Lager ist das hier überhaupt und wer ist dafür verantwortlich?«

Als ich sage, dass ich für das Lager verantwortlich sei, schaut er mich von oben bis unten an und seine Augen sagen mehr als eine zehnstündige Rede. Der Mann zeigt mit seiner Hand auf die Rosenblüte in meinen Haaren: »Wo haben Sie das her?« In diesem Moment kommt vom zweiten Stock der Vorsitzende des Gemeinderats herunter, der sich als Jesus verkleidet hat: barfußig, ein weißes Laken um, ein Kreuz in der Hand.

»Was ist hier los?«, fragt der als Jesus kostümierte Erzieher. Der Bauer wirft das Handtuch und meint, es sei sinnlos, mit unseresgleichen zu reden. Er brummt nur, dass – falls jemand Normales dabei sein sollte – derjenige zu ihm kommen solle, es gebe da was zu bereden, über die Kinder natürlich.

Einen Moment stehen wir alle wie gelähmt. Was soll's, da bleibt nichts anderes übrig, als unsere täglichen Ermittlungen anzustellen. Und was stellt sich heraus?

Die Kinder schenken den Erziehern und Erzieherinnen sehr gern Blumen. Der Wald ist voll wunderbarer Blüten. Die größeren Mädchen meinen aber, dass die Waldblumen nicht wertvoll und schön genug seien, zum Schenken sei etwas Edleres nötig, etwa Rosen, Gladiolen oder Nelken. Die findet man im Wald aber nicht. Außerdem könne eine einfache Waldblume die eigentliche Beachtung und die Größe der Liebe nicht zeigen.

In der Nähe unseres Lagers befindet sich ein Bauernhof mit einem wunderbaren großen Rosengarten. Alles gut gepflegt und sortiert. Die

Kinder beschließen, am Abend den Erziehern und Erzieherinnen eine Überraschung zu machen – ihnen Rosen zu schenken. Wunderschöne, in verschiedenen Farben. Im Garten des Bauernhofs gibt es doch so viele davon. Warum dann nicht nehmen? Sie können das nicht mit einem Diebstahl oder Raub verbinden. Scheren oder Messer haben sie nicht mit, aber die Rosen sind doch zu hart zum Pflücken. So bleibt den Kindern nichts anderes übrig, als die Blumen samt den Wurzeln aus der Erde zu reißen.

Der Garten sieht furchtbar aus. Auf der Treppe sitzt weinend die Bäuerin. So viel Liebe und Mühe hatte sie in den Rosengarten gesteckt!

Ich versuche den Kindern zu erklären, dass wir nicht einfach nehmen dürfen, was uns gefällt, wenn es in einem fremden Garten wächst. Klar, dass wir die Rosen zahlen und um Entschuldigung bitten müssen.

Wir nehmen die Kleinsten mit und gehen mit dem Geld und einer Schachtel Pralinen zum Bauernhof. Der Hausherr ist schon bei der Arbeit, zu Hause sind nur die junge Frau und ihre vier Kinder. Wir entschuldigen uns, die Kinder bitten um Vergebung. Und plötzlich fragt die Frau: »Was sind das für Kinder?«

Ich erkläre, dass sie nie ein Zuhause gehabt haben, dass sie nicht wissen, was eine Familie bedeutet, und dass sie gewöhnlich nirgendwo schlafen können, ihre Zeit meistens auf der Straße verbringen und Hunger haben. Ich erzähle, dass es für die Kinder das erste Mal sei, Kopli hinter sich zu lassen, und dass wir als Kirchenleute glauben und hoffen, dass es möglich ist, ihnen zu helfen.

Wir unterhalten uns sehr lange. Wahrscheinlich hat Gott mir die richtigen Worte in den Mund gelegt, denn als wir den Bauernhof betraten, wusste ich überhaupt nicht, was ich diesem verletzten Menschen sagen sollte.

Da fängt die Mutter plötzlich an zu weinen. Sie schaut auf ihre vier Kinder und sagt, sie könne sich nicht vorstellen, dass ihre Kinder auf der Straße leben sollten. Sie will sogar das Geld nicht nehmen, obwohl die Rosenpflanzen sehr teuer waren. Diese Bäuerin wünscht uns alles Gute und viel Geduld mit den Kindern. Sie hat uns aufrichtig vergeben.

Im Lager herrscht Stille. Die Kinder haben nachdenkliche Gesichter. Die ausgerupften Rosensträucher liegen auf der Treppe des Gutshauses. So

viel Schönheit und so viel Schmerz. Ich bitte die Kinder, alle leeren Vasen und Gläser zu holen. Wir stellen die Blumen ins Wasser. In jedes Zimmer kommt eine Vase mit Rosen. Anfangs tut es weh, diese Blumen anzuschauen. Doch sie sind schon gepflückt und jetzt muss man sie versorgen. Dieser Tag bleibt uns lange im Gedächtnis.

*Seht zu, dass keiner dem andern Böses mit Bösem vergelte,
sondern jagt allezeit dem Guten nach untereinander
und gegen jedermann.*

*Seid fröhlich. Betet ohne Unterlass, seid dankbar in allen Dingen;
denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus an euch.*

(1. Thessalonicher 5,15–18)

Wir malen das Leben

Anjuta malt sehr gern. Zu Beginn des Lagers sind alle ihre Bilder in dunklen Tönen gehalten. Je mehr Zeit vergeht, desto stärker schimmern in ihren Bildern die wärmeren Töne.

Wir beschließen, für die Kinder einen Malwettbewerb zu veranstalten. Das Wort Wettbewerb verursacht Aufregung. Noch immer haben einige Angst, dass ihr Bild jämmerlich aussieht. Das ganze Leben lang

ist ihnen eingetrichtert worden, dass sie nichts fertig bringen können, sodass sie angefangen haben, dies zu glauben. Jetzt ist es unsere Aufgabe, sie vom Gegenteil zu überzeugen.

Wir stellen die Tische zusammen und teilen Papier und Stifte aus. Wenn nötig, helfen wir. Xenia muss man nur anfangs unterstützen. Am wichtigsten ist Lob. Loben muss man auch Krähenfüße und Gekritzel.

Die Bilder der Jungen haben dunkle Töne, hauptsächlich schwarze, dunkelblaue, dunkelbraune und graue. Auf den Bildern herrscht Gewalt: Vater schlägt Mutter, das Haus brennt, die Polizei legt Handschellen an, ein Trinkgelage mit vielen Flaschen auf dem Tisch. Valeri hat auf sein Bild von Gewalt auch ein kleines Kreuz gezeichnet.

Die Mädchen versuchen Häuser zu malen. Große, steinerne Häuser. An den Fenstern fehlen Gardinen. Kalte Töne. Auf dem Hof eine Mutter, ein Kind und ein Hund. Die Mutter und das Kind sind weit voneinander entfernt, der Hund ist mager und humpelt.

Auf dem Bild von Marju gibt es nur Weiß und Rot. Das Mädchen erläutert, dass das Rote Blut sei. Auf den Bildern gibt es keine Blumen, keine Sonne, keinen grünen Rasen, keine Bäume und Sträucher. Die Zeichnungen spiegeln konkrete Situationen wider, Kummer, Armut, Hoffungslosigkeit und Abwesenheit der Liebe. Malen ist eine sehr gute Methode, um Spannungen abzubauen. In der Straßenarbeit setze ich es oft ein, wenn ein Kind sich nicht öffnen will. So können die Kinder ihren Schmerz aus sich herausmalen ...



Jedes Kind erfährt Aufmerksamkeit und Zuwendung – nur so kann eine große Familie entstehen.

Die Mädchen erzählen nicht viel zu den Bildern, die Jungen dagegen erklären gern, was für »Action« auf dem Bild gerade zu sehen ist.

Unbemerkt ist die Zeit vergangen: Wir haben zwei Stunden lang gezeichnet!

Jetzt hängen wir alle Bilder auf. Jeder kann seinem Lieblingsbild Punkte geben, aber es soll sehr ehrlich zugehen. Die Kinder, die auf der Straße betrogen worden sind, vertragen keine Falschheit. Alles muss begründet sein und ausgesprochen werden.

Wir vereinbaren mit den Erzieherinnen und Erziehern, dass ein Stück Torte für jeden der Preis ist und die drei Besten zusätzlich noch Schokolade bekommen.

Den ganzen Nachmittag sind wir in der Küche beschäftigt. Endlich ist unser Werk fertig. Die mit Schlagsahne und frischen Beeren verzierte Torte wird in den Speisesaal getragen. Die Augen der Kinder strahlen vor

Überraschung und Freude. Jewgeni hat aus eigenem Antrieb Feuer im Kamin gemacht. Unsere Köchin kommt mit warmem Tee. Wir fühlen uns wie eine große Familie. Bald ist nur das Klappern der Löffel auf den Tellern zu hören.

»Wann malen wir wieder?«, fragt die kleine Marju und drückt sich an mich.

Die Bilder unseres ersten Malwettbewerbs hängen immer noch an den Wänden des Gutshauses in Tumala. Inzwischen können wir viel besser zeichnen. Aber die ersten Bilder sind uns die allerliebsten.

Denn ihr seid teuer erkaufte; darum preist Gott mit eurem Leibe.

(1. Korinther 6,20)

Der nächtliche Gottesdienst in der Kirche von Pöide

Das Joggen ist unter Erziehern und Erzieherinnen populär. Man joggt morgens und abends, immer fünf, sechs Kilometer am Stück. Es gibt Menschen, die lieber in einer Gruppe joggen, und es gibt solche, die es allein machen. Ich laufe lieber allein.

Um sechs Uhr werde ich wach. Ich ziehe mich leise an und laufe los.

Nach ein paar Kilometern entdecke ich eine alte Kirche. Es ist die Kirche von Pöide. So alt, so historisch,

es ist ein bisschen unheimlich. Ich trete ein, die Türen sind offen. Die Restaurierungsarbeiten sind noch im Gange. Das, was schon gemacht ist, sieht sehr ordentlich aus. Einfache Feldblumen zieren den Altar. Die Strahlen der frühen Morgensonne schimmern durch die bunten Mosaikfenster und spiegeln sich auf dem Steinboden wider. In dieser heiligen Stille begegnen sich die Gegenwart und die Ewigkeit.

Ehrlich gesagt, ich vermisse schon eine Weile eine Kirche. Finden hier auch Gottesdienste statt? Den Blumen auf dem Altar nach zu urteilen, ja.

Im hinteren Teil der Kirche gibt es eine Wendeltreppe und bald finde ich mich keuchend auf dem Kirchturm wieder. Die Aussicht hier oben ist unvergleichlich. So weit kann man sehen!

Ohne auf die Uhr zu schauen, habe ich in der Kirche anderthalb Stunden verbracht. Es ist Zeit zurückzulaufen. Ich bin überglücklich. Das müssen alle hören: Ich habe eine Kirche gefunden! Und schon ist der Plan da, in diesem alten Gotteshaus mit unseren Kindern einen Gottesdienst zu feiern. Nicht tagsüber, sondern nachts. Vor meinem geistigen Auge stelle ich mir schon vor, wie in der Kirche auf dem Fußboden und an den Fensterbänken Kerzen brennen, wie die Kinder die Kirche ausschmücken. Den Rückweg schaffe ich erheblich schneller. Die Neuigkeit muss doch sofort mitgeteilt werden.

Wir vereinbaren, dass wir nach dem Essen alle mit den Fahrrädern hinfahren und uns die Kirche anschauen. Bis zum Gottesdienst ist es noch ein weiter Weg. Wir müssen alles mit dem Ortspfarrer besprechen,

die Kinder müssen die Kirche sauber machen und schmücken. Wir brauchen ein paar hundert Kerzen. Es muss ein Pfarrer gefunden werden, der bereit ist, nachts einen Gottesdienst zu feiern. Wir müssen an die Einheimischen Einladungen zum Gottesdienst schicken, Transport und Musik organisieren.

Und eines späten Abends strahlt die Kirche von Pöide im Kerzenlicht und wir alle singen Gottes Lob.

Ich hatte befürchtet, dass die Kinder sich im Gottesdienst nicht benehmen würden. Aber diese Befürchtung ist umsonst. Wahrscheinlich sind schon allein die nächtliche Zeit und der Kampf des Kerzenlichts gegen die Dunkelheit wie eine Predigt. Manchmal fürchten wir uns grundlos und lassen die Menschen nicht zu Gott kommen. Gott aber ist viel gütiger als wir es uns vorstellen können.

*Es wird zur letzten Zeit der Berg,
da des Herrn Haus ist, fest stehen,
höher als alle Berge und über alle Hügel erhaben,
und alle Heiden werden herzulaufen.*

(Jesaja 2,2)

Geburtstage

Geburtstage werden bei uns einmal im Monat gefeiert. Wir sammeln die Geburtstagskinder des Monats und machen eine große Feier. Die Vorbereitungen beginnen schon eine Woche vorher.

Für einige Kinder ist es überhaupt das erste Mal, dass ihr Geburtstag gefeiert wird, von einem festlichen Tortenessen ganz zu schweigen. Jedes Geburtstagskind bekommt ein Geschenk, Blumen und eine Karte,

die wir gemeinsam gezeichnet haben. Pflicht sind im Geburtstagsprogramm ein Lager- oder Kaminfeuer sowie Lieder, Spiele und Tanz.

Da es schon zwei Tage hintereinander geregnet hat, entscheiden wir uns für einen Abend am Kamin. Wir schmücken den Saal mit Luftballons und Bändern aus Krepppapier. In die Vasen stecken wir frische Feldblumensträuße. Dann kommt der entscheidende Augenblick. In den Saal wird die große, mit brennenden Kerzen geschmückte Torte getragen. Die drei Geburtstagskinder stehen in der Mitte des Zimmers und müssen die Kerzen auspusten, um dann ihren größten Wunsch zu sagen. Doch Sander fängt stattdessen an zu weinen und flüstert mir ins Ohr: »Ich habe nie einen Geburtstag gehabt. Ich habe nie eine Torte gehabt. Ich kann die Kerzen nicht auspusten, sie sind so schön ...«

Es ist Sanders zwölfter Geburtstag. Mit zitternden Händen öffnet er sein Geschenk. Er hatte sich eine Taschenlampe gewünscht, eine ganz für ihn. Jetzt hat er sie. Er springt vor Freude umher und küsst sein Geschenk immer wieder.

Das zweite Geburtstagskind, Ilona, ist ebenfalls sehr glücklich. Sie ist dreizehn geworden. Den letzten mehr oder weniger normalen Geburtstag hatte sie, als sie vier wurde. Damals lebten ihr Vater und ihre Mutter noch zusammen und die Mutter ging arbeiten. Doch schon damals wurde viel Alkohol getrunken. Mit jedem Jahr wurde die Situation katastrophaler. Der Vater zog weg nach Russland. Die Mutter blieb allein mit drei Kindern. Der Wodka brach sie seelisch und körperlich. Einen



Die »Monatsgeburtstage« werden ausgelassen und fröhlich gefeiert.

Arbeitsplatz zu halten war dabei nicht möglich. Im chronischen Geldmangel verkaufte die Mutter alles, was sich verkaufen ließ. Ilona war oft hungrig. Manchmal brachten männliche Bekannte der Mutter etwas Essbares mit, natürlich nicht für das Kind, sondern zum Wodka dazu. Ilona wartete, bis sie betrunken waren, und klaute sich dann vom Esstisch etwas.

Was will man da von einer Torte reden ...

Das dritte Geburtstagskind ist sozusagen ein selbsternanntes. Nach der ersten Geburtstagsfeier fragte ein kleiner Junge: »Und wann ist mein Geburtstag?« Eine gute Frage, auf die niemand eine Antwort wusste. Die Geburtsurkunde hatte die Mutter, eine Alkoholikerin, verloren. Oder auch verkauft. Das Gedächtnis war so weggesoffen, dass sie sich nicht mehr genau daran erinnern konnte, wann das Kind geboren wurde und wie alt es war. So bestimmten wir sein Alter nach Gefühl. Die Suche nach

den Dokumenten im Standesamt blieb ergebnislos, denn die Mutter hatte das Kind zu Hause zur Welt gebracht. »Morgen«, antwortete ich. Was sollte ich sonst sagen? Ein Kind wartet ja so sehr auf seinen Geburtstag. Es wäre grausam gewesen zu sagen, es habe gar keinen.

Einen Moment später öffnet auch dieser Kleine mit zitternden Händen sein Geschenk und kreischt vor Freude.

Irgendwann muss ich dem Jungen erklären, warum sich das Datum seines Geburtstags ändert. Aber im Augenblick lassen wir ihn sich über seinen Geburtstag freuen.

*Gebt hin und esst fette Speisen und trinkt süße Getränke
und sendet davon auch denen, die nichts für sich bereitet haben;
denn dieser Tag ist heilig unserm Herrn.
Und seid nicht bekümmert;
denn die Freude am Herrn ist eure Stärke.*

(Nchemia 8,10)

Zurück in die Straßen von Kopli

Die Kinder haben sich im Laufe des Sommers erholt. Manche haben einige Kilo zugenommen. Sie haben schöne braune Gesichter und hübsche Kleider. Dank unserer Freunde aus Norwegen, die uns außer Kleidern und Schuhen noch Äpfel, Apfelsinen, Saft, Bonbons, Kekse und Kaugummi brachten.

Die Sommerabende werden immer dunkler und kühler. Bald wird es Herbst. Wir sind fast drei Monate zusammen gewesen. Ich merke, wie die Kinder spüren, dass wir bald in die Stadt zurückkehren müssen. Viele von ihnen können dort nirgendwohin gehen. Unser einziges Bindeglied bleibt das Tageszentrum. Gut, dass es das gibt.

Valeri und Xenia schlagen vor, auf Saaremaa zu bleiben. Sie versprechen sogar, (vielleicht) zur Schule zu gehen, wenn wir eine eigene kleine Schule gründen. »Was fehlt uns denn hier?«, zuckt Jewgeni mit den Schultern.

Ich erzähle den Kindern, dass es hier im Winter sehr kalt wird und ein Kamin und ein paar kaputte Öfen dieses Ungetüm von Haus nicht heizen können. Außerdem pfeift der Wind durch die Fenster und Türen. Doch ich verstehe auch die Wünsche der Kinder. Sie konnten einige Monate lang Kind sein, mussten sich nicht um eine Unterkunft und ums Essen kümmern. Natürlich kommt es ihnen hier wie ein Paradies vor.

Ich verspreche den Kindern, dass wir im nächsten Sommer wiederkommen werden. Klar ist es schwer, Abschied zu nehmen, wir haben doch so viel zusammen erlebt. Jeder Waldweg, jeder Strauch und jeder Baum ist uns vertraut.

Besonders toll war der Besuch unserer norwegischen Freunde. Sie luden die Kinder einfach in ihren großen Bus und machten eine Saaremaa-Rundfahrt. Die Erzieher und Erzieherinnen hatten einen freien Tag. Später erfuhren wir, dass die Norweger auf der Fahrt neben dem gemeinsamen Essen mit den Kindern auch einen Laden aufsuchten und



Ein Leben in zerfallenen Häusern – Armut und Elend in Kopli

jedes Kind sich genau die Schuhe auswählen durfte, die es wollte. Die Kinder waren so glücklich!

Auch die freundschaftlichen Beziehungen zu den Einheimischen haben sich gefestigt. Gemeinsam mit den Dorfbewohnern unternahmen wir sogar Ausflüge in die Pilze. Die Bewohner eines Bauernhofs sagten, dass die Umgebung des Gutes Tumala still und traurig werde, wenn wir nicht mehr da sind.

Ja, es ist schade, dass wir gehen müssen, aber sicher haben wir alle etwas dazugelernt.

Jeder Abschied tut weh. Aber man verabschiedet sich ja, um bald wieder zusammenzukommen. Dann aber wird nichts mehr so sein, wie es war. Wir alle verändern uns mit der Zeit.

An einem Augustnachmittag hält ein großer Reisebus im Slum von Kopli. Die Kinder steigen widerwillig aus, bepackt mit Kleidern und anderen notwendigen Dingen. Ich versuche, bei dieser traurigen Vorstel-

lung ein etwas fröhlicheres Gesicht zu machen und wünsche den Kindern: »Alles Gute, wir sehen uns dann im Tageszentrum!«

Wohin gehen sie? Ich weiß es nicht. Einige gehen wohl zu ihrem alkoholisierten Vater oder zu ihrer betrunkenen Mutter, in ein kleines Zimmer, das vor Schmutz stinkt, andere auf die Dachböden verfallener Häuser, in die Kanalisation, in einen Wandschrank im Hausflur, in eine Blechgarage ...

Ich hoffe, dass die Kinder versuchen werden, das Wichtige in ihren Köpfen und Herzen zu bewahren. Vielleicht helfen ihnen diese Tage von Freude und Hoffnung, auf der Straße zu überleben oder andere am Leben zu lassen.

Da gehen sie, meine Löwenzahnkinder. Der Löwenzahn ist ein Symbol der Widerstandskraft. Und was kann ich anderes machen, als ihnen zu wünschen: »Haltet durch!«

Jauchzet, ihr Himmel; freue dich, Erde!

Lobet, ihr Berge, mit Jauchzen!

Denn der Herr hat sein Volk getröstet und erbarmt sich seiner Elenden.

(Jesaja 49,13)

Schluss mit den Laienaktivitäten!

Es ist ein Wunder, wie viel das dreimonatige Sommerlager bewirkt hat. Wenn die Kinder ins Tageszentrum kommen, verlangen sie sofort nach Seife und sauberer Kleidung und benutzen beim Essen nach Bedarf die Gabel.

Etwas in ihrem Verhalten hat sich geändert. Manche rühmen sich damit, dass sie schon seit ein paar Tagen nicht geschnüffelt haben und sich so viel wohler fühlen. Valeri

erbittet Zahnpasta und -bürste zum Mitnehmen, damit er auch zu Hause Zahnpflege betreiben kann.

Ich spüre die Frage in der Luft: Was wird weiter? Wir reden mit den Kindern nicht darüber. Das ist für uns ein Tabu. Die Kinder wissen sehr genau, dass wir für mehr kein Geld haben.

Gut, dass wir ausländische Freunde haben, die uns mal mit Lebensmitteln, mal mit Kleidern versorgen. Als die Kinder Waschräume benötigten, sammelten liebe Menschen in Norwegen und in den Niederlanden Spenden für ein Badezimmer. Das war teuer, weil wir die widerstandsfähigsten Materialien wählen mussten. Die Räume müssen doch mehrmals am Tag mit starken Lösungen desinfiziert werden, weil die Kinder jeden Morgen mit allen möglichen Bakterien und Schmutz von der Straße kommen.

Wir schreiben Projektanträge, um Geld zu bekommen: »Es gibt sie« und »Kinder auf den Straßen von Kopli«. Wir bekommen die knappe Antwort, es gebe kein Geld.

Gleichzeitig interessiert sich das Sozialamt dafür, welche Kinder zu uns kommen. Sie möchten mit unseren Laienaktivitäten Schluss machen. Die Kinder sollen in die staatlichen Kinderheime und das Problem sei gelöst.

Ich versuche geduldig zu erklären, dass diese Kinder nicht in ein staatliches Heim gehen werden. Manche von ihnen waren dort und sind ausgerissen. Oder sie haben das Leben im Kinderheim so unmöglich gemacht, dass beinahe alle anderen ausgezogen wären.

»Was heißt: Sie wollen nicht in ein staatliches Kinderheim?«, möchte eine Beamtin des Sozialamts von mir wissen. »Man muss sie dort eben festbinden«, setzt sie fort. Ich schaue sie verwundert an und frage, ob sie selbst Kinder habe. »Zwei«, antwortet sie knapp und fährt fort, mir Punkt für Punkt zu erläutern, was ich machen soll.

Erstens soll ich der Polizei eine Liste mit den Namen der Kinder geben, die ins Tageszentrum kommen. Zweitens soll ich endlich aufhören, diese fremdsprachige Kinderschar zu ernähren und mir etwas Nützlicheres vornehmen.

»Wie viel wird Ihnen dafür bezahlt, dass Sie sich um diese Kinder kümmern?«, fragt die Beamtin. Als ich antworte, dass ich kein Gehalt bekomme, schüttelt sie den Kopf und sagt: »Verstehe einer diese Christen!«

Zum Schluss lächelt sie honigsüß, schiebt ein weißes Blatt Papier vor mich und sagt hilfsbereit: »Sie können die Namen der Kinder doch sofort hier aufschreiben, ich gebe es dann weiter, wohin es gehört.«



»Spielzeit« – viele Kinder haben niemals eigenes Spielzeug besessen.

Eine Bibelstelle wird lebendig: Seid ohne Falsch wie die Tauben und klug wie die Schlangen. Ich entgegne ihr Lächeln und sage, ich kenne die Kinder nur mit Rufnamen. Und von manchen wüsste ich nicht mal den. Also müsste ich erst nach den richtigen Namen fragen. Die Antwort stellt die Beamtin vorerst zufrieden.

Erst viel später beginne ich, das abweisende Verhalten der Sozialbeamten zu verstehen. Das ist alles einfach zu neu für sie. Wir haben doch keine Straßenkinder! Und jetzt haben wir plötzlich ganze dreißig; Kinder, die sich nirgends gezeigt haben. Sie haben keine Dokumente, werden in keiner Kartei geführt – wie kann es dann sein, dass sie doch existieren?

Aus der Küche dringt Geschrei. Xenia hat den Eierkuchen von Denis aufgegessen. Der Junge brüllt aus vollem Halse: sein Eierkuchen ist weg und er möchte keinen neuen. Am Ende gebe ich ihm meinen und damit ist Denis zufrieden. Später erzählt er jedem, dass sich in seinem Bauch Inges Eierkuchen befindet. Wären doch alle Probleme so einfach zu lösen wie das mit dem Eierkuchen!

*Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe;
darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.*

(Matthäus 10,16)

Warum?

Die Zeiger der Uhr sind schon über die Mittagszeit hinaus, aber die Kinder sind nirgends zu sehen. Die Suppe wird kalt, die Mitarbeiterinnen sind besorgt. Ich beschließe, nach Kopli zu gehen und nachzuschauen, was los ist. Plötzlich höre ich Geräusche hinter der Tür. Xenia ist ganz außer Atem. Sie berichtet uns, dass die Polizei eine Razzia in Kopli veranstaltet hat, gerade als die Kinder sich versammelten, um ins Tages-

zentrum zu kommen. Einige seien geschnappt und weggebracht worden. Die übrigen seien weggelaufen und hätten sich in ihren früheren Schlupfwinkeln versteckt.

»Heute bekommen wir wohl kein Essen«, befürchtet Xenia. Obwohl ich ahne, woher der Wind weht, frage ich das Mädchen, ob es eine Ahnung habe, warum die Polizei diese Razzia veranstaltet hat. Xenia erklärt eifrig, ein Polizist habe gesagt, sie würden die Kinder fangen und in ein staatliches Kinderheim bringen.

So ist es also: Ich hatte keine Namen genannt, also konnte man sie am besten greifen, wenn sie sich auf den Weg zu uns machten!

Die Polizisten haben Sander und Jewgeni geschnappt. Und was wird mit dem heutigen Essen? Die Polizei kann bald auch hier auftauchen, es wäre für sie kein Problem, im Tageszentrum eine Razzia zu machen.

Also nehmen wir das Essen mit nach Kopli. Und so sind wir zurück in den Schlupfwinkeln. Diesmal essen wir kultivierter als früher. Wir haben Pappteller und Plastiklöffel. Die Kinder flüstern. Ich schaue in ihre verängstigten Gesichter und habe nur eine einzige Frage: Warum? Warum müssen diese unglücklichen Wesen so viel leiden? Wieder und wieder fliehen? Sie haben doch nichts und niemanden. Ich spüre, wie diese Kinder sich umeinander Sorgen machen und zusammenhalten, obwohl sie äußerlich gegeneinander zum Teil sehr grausam sind.

Ihr Umgangston ist deftig. Die Ausdrücke sind so saftig, dass man es manchmal mit der Angst zu tun bekommt. Die Mädchen kämpfen mehr



Leid und Freude
liegen für die Kinder
im Elendsviertel dicht
beieinander.

mit Nägeln und Zähnen. Die Jungen haben Messer, spitze Stifte, Schlagringe und andere verschiedenartige Gegenstände aus Metall. Sie zeigen ihr Kriegsgerät mit Stolz und erzählen, wo und wann sie dies eingesetzt haben. Wir haben vereinbart, dass diese Sachen im Tageszentrum nicht zum Einsatz kommen und sie auch versuchen werden, sich dort nicht zu prügeln.

Wir denken an Sander und an Jewgeni. Wo sind sie jetzt, was machen sie, wonach werden sie gefragt? Valeri macht sich keine Sorgen. Er sagt: »Jewgeni ist nicht so dumm, wie er aussieht. Das ist für ihn nicht das erste Mal, von den Bullen festgehalten zu werden.«

»Wo werden wir morgen essen?«, fragt Anjuta. Sie werden den Kindern lange Angst einjagen. Aber ehrlich gesagt habe ich auch Angst. Ich darf es nur nicht zeigen. Ich sage den Kindern, egal was geschieht, ich lasse nicht zu, dass jemand ihnen was antut. Niemand darf mir diese Kinder wegnehmen.

*Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele
und mich ängsten in meinem Herzen täglich?
Wie lange soll sich mein Feind über mich erheben?*

(Psalm 13,3)

Wir brauchen ein Zuhause

Aus dem Herbst ist ein sehr kalter Winter geworden. Es hat nur wenig geschneit und so kommt einem alles frostiger und trister vor. Warm ist es nur im Badezimmer und einigen anderen Räumen des Tageszentrums. Besonders kalt ist es im Kirchsaal. Zum Gottesdienst muss man eine Decke mitnehmen und Wollsocken und eine warme Jacke anziehen. Die Hände in Handschuhen, blättere ich im Gesangbuch und überlege, wo

meine Kinder jetzt wohl sein mögen.

Nicht alle haben einen Platz an der Warmwasserleitung ergattert. Einige zittern irgendwo in verlassenen Bruchbuden. Ich habe Decken nach Kopli gebracht, aber was hilft das schon! Ein Teil der Decken wird den Kindern mit dem Recht des Stärkeren sowieso wieder abgeknöpft. Die vom Alter her mittleren Kinder kuscheln sich alle zusammen unter eine Decke und pusten warme Atemluft darunter. So wird es zumindest ein bisschen wärmer.

Sie liegen dort dicht aneinandergedrängt. Wer noch keine Läuse hat, bekommt sie sicher von den anderen. Wenn eines der Kinder seinen von der Krätze zerfressenen Bauch kratzt, machen das bald alle anderen. Die Ausscheidungen liegen gleich daneben, denn wer setzt sich schon gern mit dem nackten Hintern in eine Schneewehe. Gestank und Schmutz überall.

Nach dem Gottesdienst gibt es Kirchenkaffee. Das einzig Warme in dem Haus. Ich trinke schluckweise und schaue mir die Gemeindeglieder an. Lauter nette Leute. Wir lächeln einander an, sprechen Segenswünsche. Aber was wäre, wenn ich jetzt einen Aufruf machen würde? Wäre jemand bereit, einen Wildfang zu sich zu nehmen? Ihm ein warmes Bett anzubieten und was zu essen zu geben?

Auch ich hätte am liebsten ebenso viel helfen wollen, wie es für mich bequem ist. Sollte ich mein ruhiges Leben und meinen Wohlstand aufgeben? Nein, danke! Ich nicht. Ich kann es nicht. Soll es doch jemand

anderes machen. Bis zu dem Tag, an dem ich diese Kinder sah, ihre schmerz erfüllten Augen.

Wir brauchen ein Zuhause ...

Heute ist Sonntag. Ein Tag zum Atemschöpfen. Überall Gottesdienste. Freude und Friede im Heiligen Geist. Hat jemand Sorgen, wenn er in die Kirche geht, so kommt er ohne Sorgen wieder heraus. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Teil deine Sorgen mit Jesus, klingt es in meinem Kopf. Kommt alle zu mir, Atem zu schöpfen, hat Gott gesagt. Ist meine Sorge etwa zu groß, um unter diesen Flügeln Zuflucht zu finden?

Alles ist möglich denen, die Gott vertrauen.

Verwirrt verlasse ich den Kirchsaal. Ich spüre, dass Gott etwas vorhat, aber was es ist, weiß ich nicht. Wenn das Herz nur nicht so schmerzen würde.

Hinter der Tür zum Kirchsaal sehe ich zwei lächelnde Gesichter. Es sind Marina und Diana. Durchgefroren. Ich bitte sie herein und biete ihnen Tee an.

Ich weiß, vielen gefällt es nicht. Es gibt die Vereinbarung, dass die Kinder sonntags nicht kommen, weil die Gemeindeglieder nach dem Gottesdienst die Räume selbst nutzen wollen. Weitere Räume gibt es momentan einfach nicht.

Ich reiche den Mädchen Tee und Kekse. Zitternde, vor Kälte geschwollene Hände greifen nach den warmen Tassen. Sie frieren so sehr, dass sie die Menschen um sie herum und deren fragende Blicke gar nicht wahrnehmen.

Nach dem Teetrinken seufzt Marina tief und sagt: »Inge, ich kann nicht mehr. Ich halte es einfach nicht mehr aus ...«

Diana senkt den Blick. »Es ist so kalt, wenn du nirgends einen Platz hast«, flüstert sie. Ich schaue mir diese Unglücklichen an: schmutzig, dreckig, von niemandem gebrauchte junge Menschen. Was soll ich mit euch machen?

Marina erzählt, dass sie am Bahnhof »Balti« leben, in verlassenen Waggons. Anfangs war es gar nicht schlecht. Nur kalt war es. Jetzt hat sich aber eine Gruppe Männer dort eingenistet. Ebenfalls asozial, und wie Tiere. Nachts streifen sie durch die leeren Waggons und halten nach Sachen Ausschau, die sie klauen können. Einige Male haben sie Marinas

Ein eigenes Bett:
Geborgenheit und
Schutz



und Dianas Taschen von Zigaretten geleert, während sie schliefen. Neuerdings verlangen die Männer von den Mädchen auch sexuelle Dienstleistungen, geben als Gegenleistung ein Butterbrot oder fünf Kronen (ca. 0,30 Euro). Nein sagen kann man nicht, sonst werden sie gewalttätig. Sie sind in der Überzahl und sie sind stärker.

Ich höre den Mädchen zu und begreife, dass es wahrlich kein Leben ist. Ich schicke sie zum Waschen und suche im Lagerraum saubere Kleider aus. Dieser Alptraum ... Wieder muss ich ihre Köpfe entlausen und die Körper mit der Salbe gegen die Krätze einschmieren. Könnte dies hier für diese Mädchen nicht das letzte Mal sein? Da treffe ich einen

Entschluss: Heute werden wir alle hier schlafen. Zu dritt. Was der Morgen bringt, werden wir später sehen. Jeder Tag hat genug eigene Sorgen. Ich suche Matratzen heraus. Die Mädchen sind vergnügt: eine warme Stube, saubere Laken.

Ich muss zu Hause und beim Gemeinderatsvorsitzenden anrufen. Beide Anrufe sind schwierig, aber notwendig. Mein Mann nimmt den Hörer ab und hört schweigend zu. Ich erkläre, dass ich heute Nacht nicht nach Hause kommen kann, weil die Kinder in der Kirche übernachten werden. In einem Atemzug rede ich den ganzen Schmerz von der Seele. »Vielleicht kann ich auch morgen nicht nach Hause kommen«, sage ich, weil ich ja nicht weiß, was weiter wird. Mein Mann tröstet mich und meint, es wäre auch okay, wenn ich erst in ein paar Tagen käme. Der Ärmste ahnt noch nicht, dass ich von diesem Augenblick an fast überhaupt nicht mehr nach Hause komme. Dreieinhalb Jahre sind seitdem vergangen. Manchmal besuche ich mein Zuhause, aber wie ein Gast. Ich weiß nicht mal genau, wo mein Zuhause ist. Die Kinder in der Kirche brauchen mich und ich fühle mich dort wohl. Auf einem schönen Fleckchen Erde aber gibt es ein kleines Häuschen im Wald, wo man auch auf mein Nachhausekommen wartet.

Der zweite Anruf ist »kämpferisch«.

»Du kannst die Kinder nicht über Nacht behalten«, versucht mich der Kirchengemeinderatsvorsitzende zu überzeugen. »Wir haben weder Betten noch Geld. Komm bitte in die Realität zurück! Wenn du sie jetzt nimmst, dann bleiben sie auch! Und danach kommen auch die Übrigen. Was machen wir dann? Du bist verrückt geworden!« Ich erläutere ihm, in welcher unglücklichen Lage die Mädchen sind, und bitte ihn eindringlich, morgen Betten zu kaufen.

Ich verspreche, dass ich nicht alle Kinder auf einmal aufnehmen werde, momentan gibt es für diese zwei aber keinen Ausweg. »Warum vertraust du Gott nicht? Wenn Gott uns die Kinder gegeben hat, wird er auch das Übrige geben!« »Na gut, dann kaufe ich eben die Betten«, höre ich mildere Töne in seiner Stimme. »Aber du bist trotzdem verrückt!« Wenn verrückt, dann verrückt. Aber zuerst muss ich für den Abend Lebensmittel kaufen. Von Tee und Keksen wird keiner satt. Ich gehe zu den Mädchen, um ihnen zu sagen, dass ich einkaufen gehe und die Tür

abschließe, sie sollen niemanden hereinlassen. Doch was sehe ich: Meine Engelchen sind eingeschlafen! Sauber, in Schlafanzügen und hübsch unter der Decke. Brauchen sie heute überhaupt Abendbrot oder nur Schlaf?

Auf dem Weg zum Supermarkt fällt mir ein, dass ich den Jungen, der im Keller der Kirche lebt, morgen auch hochholen sollte. So ist es einfacher, mich um ihn zu kümmern, und auch für den Jungen ist es besser, da ich ja sowieso schon in der Kirche bin.

Ich überlege, ob ich nochmals anrufen soll, dass man mehr Betten kaufen müsste. Doch ich beschließe, den Vorsitzenden heute nicht mehr zu schockieren. Ich werde lieber morgen früh anrufen. Eine gute Nachricht zum Morgenkaffee?!

Da ahne ich noch nicht, dass dieser Mann mein bester Helfer beim Aufbau des Kinderheims werden würde. Die Wege des Herrn sind wundersam.

Alle eure Sorge werft auf ihn; denn er sorgt für euch.

(1. Petrus 5,7)

Ich möchte in die Schule!

Es ist Anfang Januar. Also Schulferien. Im Stillen hoffte ich, dass die Mädchen bereit sein würden, sofort nach den Ferien in die Schule zu gehen. Aber es ist ein langer Weg bis dahin. Die Kinder haben doch keine Dokumente.

Als Erstes müssen wir den Mädchen ein Zimmer zuteilen und es einrichten. Die Kinder des Tageszentrums kommen ja weiterhin. Wir möchten die Türen nicht abschlie-

ßen, obwohl die »Tageskinder« gern das Zimmer der Mädchen erkunden. Es ist kein Geheimnis, dass manche Sachen die Neigung haben zu verschwinden.

Wir brauchen so viel: Regale, Schränke, Schreibtische. Wir schreiben unseren christlichen Freunden im Ausland, dass wir wohl ein Kinderheim errichten werden. Und die Hilfe kommt! Als Möbel, Kleider, Schulbedarf oder Medikamente. Was wir hier nicht brauchen, geben wir an andere Notleidende weiter.

Für die beiden Mädchen und den Jungen, die nun im Kinderheim leben, müssen wir Regeln aufstellen. Wir machen das mit den Kindern gemeinsam. Die erste Regel ist der Schulbesuch. Tom ist sofort einverstanden. Er bittet nur, dass ich am ersten Tag mit ihm komme, weil er über ein Jahr nicht mehr in der Schule gewesen ist. Marina überlegt lange und meint dann, dass sie nicht in die Schule gehen möchte. Diana ist einverstanden, aber nur unter der Bedingung, dass ich ihr bei den Hausaufgaben helfe. Sie hat einige Jahre pausiert und Angst, dass sie in der Schule nicht mitkommen wird. In Wirklichkeit befürchten sie alle, in der Schule gehänselt und wie Minderwertige behandelt zu werden. Es braucht eine Weile, bis sie begreifen, dass sie den anderen Kindern ebenbürtig sind und nicht mehr schmutzig und verlaust. Dass sie teilweise sogar bessere Kleider haben als die anderen Kinder. Aus Norwegen wurden uns sehr schöne und auch neue Sachen als humanitäre Hilfe geschickt.

Marina ist also nicht bereit, zur Schule zu gehen. Wir sitzen alle um den gedeckten Teetisch und diskutieren darüber. Ich erkläre Marina, dass sie nicht im Kinderheim leben kann, wenn sie nicht in die Schule geht. Das ist zwar traurig, aber dein Nein soll ein Nein sein und dein Ja ein Ja! Diese Regel hat mir im Leben mehrmals geholfen.

Eigentlich muss sie in die fünfte Klasse gehen, denn dort hat das Mädchen vor ein paar Jahren alles hingeschmissen. Die beste Methode ist, dem Kind Zeit zu geben, damit es mit sich ins Reine kommt. In zwei Tagen soll sie sich entscheiden.

Am Abend höre ich, wie Diana Marina zu überzeugen versucht: »Du bist verrückt, wenn du auf die Straße zurückgehst! Überleg doch, da gibt es nichts zu essen, es ist kalt, dreckig und stinkt. Außerdem musst du alle möglichen Männer bedienen. Wir waren auf der Straße zusammen, jetzt sind wir auch hier zusammen, oder?« Am Morgen teilt Marina mir mit, dass sie einverstanden ist. »Womit?«, frage ich, als würde ich nicht verstehen, was dieser Entschluss für sie bedeutet. »Na, in die Schule zu gehen«, antwortet das Mädchen zögernd. »Nur hingehen oder auch lernen?«, antworte ich neckend. »Warum wollen Sie mich ärgern?«, wehrt sich Marina. »Schon gut, ich habe nur Spaß gemacht«, beschwichtige ich sie.

Marina steht und wartet. Worauf? Klar doch! Sie möchte, dass ich sie umarme, weil sie heute einen wichtigen Entschluss gefasst hat. Ich verspreche, ihr zu helfen, ohne mir darüber im Klaren zu sein, wie schwierig das wird, denn das Mädchen muss ja in einer russischsprachigen Schule lernen.

Wichtig ist, dass sie selbst mit eigenen Worten ausgesprochen hat: Ich will in die Schule gehen! Einen Entschluss auszusprechen hilft, ihn auch auszuführen.

Aber wie kann ich die Kinder in die Schule schicken, wenn sie keine Dokumente haben? Der offizielle Weg dauert ein halbes Jahr. Manches Kind ist aber gerade jetzt bereit, in die Schule zu gehen, weil sein Leben plötzlich eine Wendung genommen hat. Wenn wir diesen Augenblick verschlafen, geht es vielleicht nie wieder in die Schule. Ich versuche, dies den Beamten zu erklären. Doch sie haben Gesetze. An die muss man sich halten. Ich bin wie ein kleines Kind, frage warum und warum? Die Kinder antworten sehr weise: darum.

Eines ist klar: Wir fangen erst jetzt an, die Dokumente zu beantragen. Es dauert lange, kostet Nerven, man muss in Archiven forschen und in Frauenkliniken. Diesen Hindernislauf müssen wir durchmachen. Werden wir auch. Aber die Schule?

Plötzlich kommt mir eine Idee: Ich gehe in die Schulen, spreche mit den Direktoren, von Mensch zu Mensch. In einigen Schulen bekomme ich eine höfliche Absage. In anderen verspricht man, darüber nachzudenken und dann anzurufen. Realistisch gesehen ist das auch ein Nein, sie trauen sich nur nicht, mich direkt abzuweisen. In einigen Schulen wird mir, Gott sei Dank, auch gesagt: »Wir wissen, dass wir damit gegen das Gesetz verstoßen, aber wo sollst du denn mit den Kindern hin? Wir nehmen sie. Mit einer Probezeit. Wenn es Probleme gibt, dann: Tschüss. Und wenn jemand davon erfahren sollte, dann kennen wir euch nicht und ihr uns auch nicht.« Natürlich gibt es hin und wieder Probleme, doch auch die können wir lösen.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich unter den Kindern die Nachricht, dass diejenigen, die bereit sind, in die Schule zu gehen, im Kirchenheim leben können. Ich muss ihnen erklären, dass es gar nicht so einfach ist. Dass wir in unserem Zuhause gewisse Regeln haben, die man unbedingt einhalten muss, und dass alle Kinder zusätzlich zum Schulbesuch auch in unserem neuen Zuhause mithelfen müssen.

Neue Kinder nehme ich nur paarweise auf. Mehr könnte ich auf einmal weder desinfizieren, verarzten noch in den Schulen unterbringen.

Xenia wartet hinter der Tür. Sie hat Hunger. Ich sage ihr, dass die Suppe noch nicht fertig sei und dass sie noch spazieren gehen solle. Sie ist zwei Stunden früher als vereinbart gekommen und scheint etwas auf dem Herzen zu haben. »Ich möchte was fragen«, sagt Xenia. »Dann sprich«, sage ich. Xenia ist ein Mädchen, das immer eine starke Führung braucht. Sobald man ein bisschen lockerlässt, tanzt sie einem auf der Nase herum. Und kämpferisch ist sie auch. Ihr wichtigstes Mittel zur Selbstverteidigung sind Fußtritte. Sie ist sehr knabenhaft. Als ich sie zum ersten Mal sah, dachte ich, sie sei ein Junge. Xenia bohrt mit dem Finger im losen Putz des Flurs. »Ich möchte auch hier wohnen.« »Warum?«, hake ich nach. »Auf der Straße ist es kalt, schmutzig und schrecklich.« »Du hast doch vor niemandem Angst. Du erzählst doch immer, dass du alle verprügelst,

wenn es sein muss?«, frage ich verwundert. Xenia schweigt eine Weile. Sie weiß nicht, was sie antworten soll. Wahrscheinlich ist es ihr peinlich, dass sie in Wirklichkeit gar nicht so mutig ist. Und sie schämt sich zuzugeben, dass sie Zärtlichkeit und Liebe braucht. Ich teile ihr mit, dass der einzige Weg, hier zu wohnen, über den Schulbesuch führt. Dieser Gedanke gefällt Xenia nicht. Sie schaut mich verständnislos an und sagt: »Ich gehe nie mehr in die Schule. Erinnerst du dich nicht, was ich dir erzählt habe? Alle schlechten Sachen haben gerade in der Schule angefangen!«

Ich zucke mit den Schultern, täusche Gleichgültigkeit vor und stelle fest: »Wenn du nicht in die Schule gehst, kannst du hier nicht wohnen. Einfach und logisch.« Dabei zittert mir das Herz, weil es so unglaublich scheint, dass dieses Mädchen überhaupt von der Straße wegwill. Aber wenn ich jetzt nachgebe, werde ich sie nie mehr in die Schule bekommen.

Xenia bettelt in den folgenden zwei Wochen noch dreimal darum, in unserem neuen Heim leben zu dürfen. Doch sie ist nicht bereit, in die Schule zu gehen. Ich warte, bis das Mädchen einknickt. Jedes Mal, wenn ich sie nach der Suppenmahlzeit zurück auf die Straße schicke, bricht es mir fast das Herz. Wie nötig wäre eine Zwischentappe, eine Art Schutzhaus, wo das Kind ein bisschen nachdenken könnte.

Am Ende teilt Xenia mit, dass sie in die Schule gehen wird. Gott sei Dank! Mein Herz jubelt. Wieder muss desinfiziert werden. Ich bin dessen wirklich überdrüssig. Wie können die Kinder es noch ertragen? Die Haare werden abrasiert, es gibt keine andere Möglichkeit. Das Mädchen wird noch ein bisschen mehr einem Jungen ähnlich.

Mit der Schule wird es etwas schwieriger. Xenia ist 13 und kennt keinen einzigen Buchstaben. Sie muss in eine Sonderschule. Das hochgewachsene Mädchen und in die erste Klasse? Natürlich verursacht es Konflikte und Probleme für das Mädchen und auch für die Klassenkameraden. Doch mit gutem Willen ist alles möglich. Ständig muss sowohl den Lehrern als auch Xenia selber erklärt werden, warum sie in die Schule und eben in die erste Klasse muss. Nicht selten kommt sie aus der Schule mit einem blauen Auge und zerrissenen Kleidern zurück. Sofort folgt ein Anruf aus der Schule, wie ich Xenia wohl erzogen habe?! Wartet doch ab, liebe Leute, ich habe noch überhaupt keine Chance gehabt, sie zu erziehen. Gebt uns doch etwas mehr Zeit ...

Abends, wenn die anderen Kinder schlafen, sitzen wir mit Xenia zusammen und lernen. Die Schule lastet sie nicht aus, es ist doch nur eine Sonderschule. Xenia rutscht unruhig hin und her und sagt ehrlich, dass sie statt hier zu sitzen und zu büffeln, viel lieber etwas anderes machen würde. Und doch ist sie auch ein bisschen stolz darauf, dass sie schon einfache Wörter zusammenbekommt und die erste »Drei« in ihrem Leben erhalten hat.

Xenia fragt, ob sie rauchen gehen darf. Ich erlaube ihr, auf dem Hof zu rauchen. Es ist noch zu früh darüber zu reden, wie schädlich das Rauchen ist. Auch diese Zeit wird kommen.

Xenia kommt vom Hof. Sie wäscht sich, zieht ihr Nachthemd an, bietet mir eine rauchgeschwängerte Umarmung samt Kuss und schlüpft dann unter ihre Decke.

Ich schaue diese junge Frau an und überlege, was auf der Straße aus ihr geworden wäre. Eine Prostituierte, eine Diebin oder Verbrecherin? Doch jetzt besteht die Hoffnung, dass Xenia vielleicht irgendwann mit ihrem eigenen Kind am Tisch sitzt und ihm bei den Schulaufgaben hilft. Nur dass das Kind von ihr keine Zigaretten schnorrt und sie ein normales, gesichertes Leben führen. Ich möchte es hoffen.

Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt.

Seid brennend im Geist. Dient dem Herrn.

Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet.

Nehmt euch der Nöte der Heiligen an. Übt Gastfreundschaft.

Segnet, die euch verfolgen;

segnet, und flucht nicht.

(Römer 12,11–14)

Sorgennesseln brennen ...

Ich sitze mit der Hand auf dem Telefonhörer und traue mich nicht, zu Hause anzurufen. Ich hatte versprochen, gestern Abend anzurufen, doch es blieb beim Versprechen. Als ich auf die Uhr schaute, zeigte sie schon Mitternacht. Mein Mann schlief sicherlich schon. Und was sollte ich ihm sagen? Ihn fragen, wie es ihm geht? Ich weiß doch, dass es nicht gut geht. Im Garten wuchert das Unkraut, die Wäsche ist nicht gewa-

schen, es fehlt das, was das Zuhause ausmacht.

Anjuta hat mich schon seit Längerem beobachtet. Sie schaut mich an und fragt: »Tun wir dir weh? Haben wir dich traurig gemacht?« Ich umarme Anjuta und sage: »Manchmal verletzen große Menschen einander mehr als Kinder.« Anjuta überlegt einen Moment und schlägt dann vor: »Sag mir, wer es ist, und wir verprügeln ihn.« Ich erkläre ihr, dass wir unsere Probleme nicht mit Prügeln und Fäusten lösen können. Dass es nicht schön ist. »Aber ist es schön, anderen wehzutun?«, fragt das Mädchen überrascht.

Sorgen sind wie Brennesseln. Wenn man sie zart berührt, tun sie weh. Man muss sie fest packen, dann merkt man den Schmerz nicht.

Die Tage sind sehr anstrengend. Die Nächte auch. Die Kinder brauchen ständige Aufmerksamkeit, aber die Räume müssen auch gereinigt und das Essen muss gekocht werden. Ich erledige beides entweder frühmorgens oder spätabends. Einfacher ist es, die Arbeiten am Abend auszuführen, wenn die Kinder in ihren Betten sind. Das bedeutet natürlich nicht, dass ein Kind, das im Bett liegt, auch schläft. Manchmal ist jemand krank oder der Entzug vom Gummikleber oder anderen Suchtstoffen ist so schwer, dass man die ganze Nacht kein Auge zubekommt. Das kommt alles vor.

Mein Wecker klingelt um sechs. Ach, wie gern möchte ich noch liegen bleiben! Aber der Frühstücksbrei, Brote und Tee wollen zubereitet werden. Die Kinder stehen eine halbe Stunde später auf. Was für ein



Die wöchentliche Bibelstunde mit »unseren« Kindern

Tumult dabei entsteht! Alle wollen Zähne putzen, essen, Betten machen, erzählen und passende Kleider finden. Manchmal komme ich mir vor wie eine böse Alte, die ständig herumschnüffelt und zetert: »Sind die Zähne geputzt? Gesicht gewaschen? Bist du sicher, dass du alles schon in der Tasche hast? Diese Bluse ist doch dreckig, zieh eine andere an!« Wenn ich das aber jetzt nicht mache, ist es später vielleicht zu spät. Ich möchte, dass das Waschen und das Tragen sauberer Kleidung für die Kinder eine Selbstverständlichkeit werden. Oft habe ich das Gefühl, als redete ich gegen eine Wand. Aber als ich eines Tages sehe, wie Denis von sich aus Zähne putzen geht, fühle ich mich wie im siebten Himmel! So wenig braucht man zum Glück.

Seit meiner Kindheit habe ich Sauberkeit und Ordnung geliebt. Dies wurde von mir anfangs wohl genauso verlangt, wie ich es jetzt von meinen Kindern verlange. Ist das Wort »meine« hier eigentlich angebracht? Es wird mir oft vorgeworfen, dass ich die Kinder nicht mein

Eigen nennen dürfte. Sie sind nicht deine, sie sind unsere Kinder, Kinder unseres Staates, unserer Kirche, unserer ... Gesellschaft. Und irgendwo haben sie auch Eltern. Ja, so ist es, irgendwo sind die Eltern; der Staat und die Gesellschaft sind auch irgendwo, auch die Kirche existiert und wir leben in ihren Räumen. Aber wenn wir kein Geld haben ... Wenn die Kinder krank sind und die Mitarbeiterinnen vor Müdigkeit umfallen ... Und nachts, wenn ich an Valeris Bett Wache halte, weil er Krämpfe hat, große Schmerzen und sein Organismus nach Gummikleber verlangt ... Dann hilft es mir nicht, dass dieses Kind irgendwo Eltern hat, dass es irgendwo einen Staat und eine Gesellschaft gibt. Dieses Kind braucht Unterstützung und Hilfe, hier und jetzt.

Ich kümmere mich um MEINE Kinder. Wie schön klingt das! Warum können der Staat und die Gesellschaft nicht ebenfalls rufen: »Ich kümmere mich um MEINE Kinder!« Gemeinsame Fürsorge wäre einfacher und gescheiter.

Aber wie bringen wir diese meine oder unsere Kinder dazu, sich sauber zu halten, abzuwaschen, Räume in Ordnung zu halten? Anfangs müssen sie vieles wiederholen. Ruhig und geduldig erkläre ich ihnen, dass es keinen Sinn hat, sich zu hetzen. Was schlecht gemacht ist, fällt gleich auf. Ich erinnere mich an einen Satz meines Vaters: »Niemand fragt, wie lange du das gemacht hast, man fragt, wer das gemacht hat.«

Bei mir müsste man momentan fragen: Wann hast du das gemacht? Alle meine Beschäftigungen finden nachts statt, wenn normale Menschen schlafen. Schade, dass der Tag nur 24 Stunden hat. Ich danke von Herzen meinen Helfern und Helferinnen, die kamen, blieben und nicht fragten, was sie dafür bekommen.

Ich danke einem Mütterchen aus der Gemeinde, das kam, lächelte und sagte: »Kind, geh, schlaf ein paar Stunden. Ich passe auf.« Ich danke auch denjenigen, die fragten, wie es geht, und dann keine Zeit hatten, die Antwort abzuwarten. Ich danke auch den Menschen, die verärgert waren, dass im zweiten Stock der Kirche »irgendwelche russischen Ganoven« leben. Nicht selten werden die Kinder, wenn sie aus der Schule kommen, im Flur beschimpft oder provoziert, damit sie vor Ärger etwas Hässliches sagen oder tun. Manchmal halten die Kinder das nicht aus und benutzen tatsächlich Schimpfwörter.

Ich sage meinen Kindern immer, dass wir das Schlechte nicht behalten und an das Gute glauben sollen.

Einmal sagte ein Kirchenvertreter den Gästen, Inge lebe mit den Kindern in der Kirche. Was könnte noch besser und sicherer sein? Ich konnte meinen Mund nicht halten, sondern lud sie ein, dies auszuprobieren. Ziehen wir oft nicht zu leichtfertig Schlüsse, wenn wir über das Leben und Dasein anderer Menschen zu urteilen versuchen?

*Seht, welch eine Liebe hat uns der Vater erwiesen,
dass wir Gottes Kinder heißen sollen – und wir sind es auch!*

(1. Johannes 3,1)

Leicht gesagt, schwer getan

Unsere Kinder sind eben Kinder. Nur statt eines Bonbons stecken sie lieber eine Zigarette in den Mund. Die meisten Kinder rauchen und haben damit schon als Sechs- oder Siebenjährige angefangen. Klar, dass das Kirchenheim und rauchende Kinder nicht zusammenpassen. Doch was tun? Soll man sie zum Tisch rufen und mitteilen: Ab jetzt keine einzige Zigarette mehr? Klingt gut, funktioniert im realen Leben aber nicht.

Im Sommerlager haben wir die tägliche Zigarettenmenge auf durchschnittlich zehn Stück reduziert. Als wir uns kennen lernten, rauchten die Kinder eine bis anderthalb Schachteln am Tag. Ich unterhalte mich mit ihnen über die Schädlichkeit des Rauchens und begreife, dass ihre Abhängigkeit noch stärker ist als bei den Erwachsenen. Der Organismus der Kinder ist noch schwach und nicht so entwickelt.

Jeden Morgen stehen die Kinder an und bekommen von mir ihre tägliche Ration. Sonst würden sie die Zigaretten klauen, denn ohne geht es nicht. Natürlich verursacht es widersprüchliche Gefühle in mir als Christin. Ich kenne aber auch die Probleme der Kinder.

Jeden zweiten Tag sitzen wir um den Tisch und sprechen über all die Laster, die uns nicht loslassen: Zigaretten, Alkohol, Schnüffeln, Diebstahl.

Ich versuche zu erklären, dass wir einander lieben und ehren müssen, wenn wir als Familie zusammenleben möchten. Schritt für Schritt müssen wir diese Laster aufgeben. Die Kinder sind sofort eifrig bereit, mit dem Klauen aufzuhören, mit Lügen und unflätigen Worten, aber mit dem Rauchen ...

Ilona will so sehr aufhören, aber je länger sie ohne Zigaretten ist, desto nervöser wird sie. Sie greift ihre Gefährten an, tritt sie wild mit den Füßen. Das Geschirr fliegt in der Küche, bis das Mädchen blass-gelblich im Gesicht wird und einen Migräneanfall bekommt. Wahnsinnige Kopfschmerzen, so stark, dass Ilona mit beiden Händen ihren Kopf umfasst

und nur noch stöhnt. Natürlich gebe ich ihr Kopfschmerztabletten, mache, kalte Umschläge und Essigkompressen. Der Anti-Nikotin-Kaugummi und Tabletten helfen nicht. Ich bin bei ihr, wenn ihr schlecht wird, halte sie im Arm, damit sie meine Nähe spürt. Armes Kind.

Wenn man einige Wochen lang nicht mehr geraucht hat, beginnt der Ruß aus der Lunge hochzukommen. Das Atmen wird schwerer, dazu kommt Husten mit bräunlichem Schleim. Es ist ekelhaft, man muss ständig den Mund mit kaltem Tee oder Wasser ausspülen. Es kommt einem vor, als würde sich die Gesundheit verschlechtern. Aber tatsächlich reinigt sich der Organismus. Dafür braucht es mehrere Jahre. Selbstverständlich muss man das Kind in dieser Zeit ständig unterstützen und motivieren. Viele Gläubige in verschiedenen Kirchen beten für Ilona und andere Kinder. Langsam, unter vielen Schmerzen, schafft sie es, die tägliche Menge auf drei Zigaretten zu reduzieren. Was für eine Leistung!

Die Kinder schämen sich dafür, dass sie rauchen. Solange sie nach Zigarette riechen, kommen sie nicht, um mich zu drücken. Desto mehr Nähe brauchen sie, wenn der Geruch verflogen ist.

Dank der Bibelstunden, der eigenen Anstrengungen und Gebete raucht gegenwärtig in unserem Kinderheim keiner der Jungen. Von den Mädchen rauchen nur die Großen im Alter zwischen 15 und 18 Jahren und auch nur zwei, drei Zigaretten am Tag. Und wenn sie es schaffen, bleiben auch diese an manchen Tagen ungeraucht.

Wachet und betet, dass ihr nicht in Versuchung fallt!

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

(Markus 14,38)

»Ich fehle nie mehr in der Schule!«

Viele fragen mich, woher ich weiß, dass die Kinder wirklich in die Schule gehen. In unserer Familie gibt es zurzeit 16 Kinder im Alter von drei bis siebzehn. Zwei gehen in den Kindergarten, die meisten sind Teenager. Also schicke ich die Kinder morgens in die Schule. Entsprechend ihrem Entwicklungsstand besuchen sie insgesamt sechs verschiedene Schulen. Die meisten besuchen Sonderschulen, aber einige haben es auf

die normale Schule geschafft. Eigentlich möchten sie alle auf die normale Schule. Sie wissen, was eine Sonderschule bedeutet und dass sie sich sehr bemühen müssen, um den Absprung zu schaffen. Nur mit Bemühen allein ist es leider nicht immer getan. Einige von ihnen haben sehr viel geschnüffelt und ihr Gehirn und ihr Gedächtnis so nachhaltig geschädigt, dass sie in der Sonderschule bleiben müssen. Denis besucht die dritte Klasse einer Sonderschule, kann jedoch weder lesen noch rechnen, weil er ständig die Buchstaben und Zahlen vergisst. Wir üben und er scheint alles zu begreifen, aber wenn ich fünf Minuten später von ihm die gleichen Buchstaben und Zahlen abfrage, erinnert er sich nicht mehr. Das Gleiche ist mit den Wochentagen und Uhrzeiten. Es ist traurig, weil er sich sehr bemüht.

In jede von diesen sechs Schulen geht eine kleine Gruppe von Kindern. Einer von ihnen ist der »Anführer«. Er ist der Pflichtbewussteste und passt auf, dass alle in der Schule sind. Sie gehen zusammen hin und kommen auch zusammen zurück. Ich habe die Telefonnummern von allen Klassenlehrern. Wenn wirklich eines der Kinder nicht in der Schule erscheint, ruft der Lehrer sofort an. Und ich gehe das Kind suchen. Meistens weiß ich, wo ich den Ausreißer finden kann. Entweder bettelt er auf dem Markt oder er schnüffelt in irgendeinem Winkel Klebstoff. Ich muss das Kind schnell finden, damit es nicht den Wunsch verspürt, auf die Straße zurückzukehren. Der Schulbesuch ist für sie schwer. Frühmorgens aufzustehen und in die Schule zu gehen ist anstrengend. Am Freitag-



Puppen auf dem Bett eines Mädchens – Träume gehen in Erfüllung.

abend sind die Kinder so fix und fertig, dass sie nur ruhig herumsitzen und um acht, halb neun schon ins Bett gehen.

Xenia ist die Autoritätsperson in ihrer Gruppe und bereitet uns große Freude. Sie kann jetzt schon lesen und schreiben. Das Mädchen hat einen so starken Lernwillen, dass sie im Frühjahr zwei Klassen auf einmal absolvierte. Aber sogar sie ist mal auf die Idee gekommen, die Schule zu schwänzen. Einmal saßen die Kinder zusammen auf einer Parkbank und beschlossen, nicht in die Schule zu gehen. Danach überlegten sie jedoch, was passiert, wenn sie in der Schule nicht erscheinen: Der Magen bleibt leer, es gibt kein eigenes Bett und keine Waschmöglichkeiten. So beschlossen sie, doch in die Schule zu gehen. Es ist gut, dass die Kinder uns Erwachsenen vertrauen, und wunderbar, dass sie schon abwägen können, welche Konsequenzen ihr Handeln hat.

Nachdem alle Kinder in der Schule sind, gehe ich zur Apotheke. Als ich nach ein paar Stunden zurückkehre, sehe ich Marina auf der Kirchentreppe sitzen. »Ist sie krank geworden?«, schießt es mir durch den Kopf. Es ist um zwölf, ihr Unterricht ist eigentlich erst um halb vier zu Ende. Marina erzählt mir voller Eifer, dass die Lehrerin wegfahren musste und die letzten zwei Stunden ausgefallen seien. Ich höre aufmerksam zu und merke, dass sie mich anlügt. Ich hake nach und drohe mit einem Anruf bei der Lehrerin, doch Marina beteuert weiterhin, dass der Unterricht ausgefallen sei. Sie geht in ihr Zimmer mit Puppen spielen, ich rufe die Lehrerin an. Ich habe mich nicht geirrt. Marina ist aus der Schule abgehauen, wenn auch nur aus den letzten beiden Unterrichtsstunden. Es habe keinen Ärger in der Schule gegeben. Jetzt sitzt das große Mädchen auf der Bettkante und legt die Puppen schlafen. Vor ihren Altersgenossen spielt sie nie. Armes Kind, du hast selbst keine Kindheit gehabt und nun komme ich und fange an zu schimpfen. Sie ist so in ihr Spiel vertieft, dass sie mich nicht einmal bemerkt.

»Marina, warum hast du mich angelogen?«, frage ich leise. Das Mädchen antwortet nicht, ihr Mund ist wie verschlossen. So sitzen wir fast eine ganze Stunde. Dann stehe ich auf, seufze und sage: »Die Regeln des Hauses kennst du. Die gelten für alle.« Marina schweigt hartnäckig. Hoffnungsvoll frage ich: »Hast du mir etwas zu sagen?« »Nein«, lautet ihre Antwort.

»Na dann. Du weißt, dass du nicht hier bleiben kannst«, erwidere ich und verlasse das Zimmer. Ich setze mich an den Küchentisch und bin unglücklich. Aber nachgeben kann ich nicht, weil dann auch andere anfangen würden, die Schule zu schwänzen.

Peter kommt aus der Schule. Schon von der Tür aus grüßt er und zeigt seine Fünf. Er fragt, wer noch zu Hause sei und schon rennt Peter zu Marina. Genauso schnell ist er auch zurück: »Inge, Marina packt. Sie geht weg?!«

»Ja, ich weiß«, sage ich. Danach gehe ich in Marinas Zimmer. Sie schaut nicht in meine Richtung. Zwei Taschen hat sie schon mit Kleidern und anderen Sachen gepackt. »Ich nehme MEINE Sachen mit«, sagt sie trocken. Da beginnt es in mir zu kochen: »Hier gibt es keine Sachen von DIR. Diese Sachen gehören der Kirche, gehören Gott. DEINE Sachen

waren diese verlausten Fetzen, die wir verbrannt haben. Du hast nichts! Du hast nicht einmal ein Zuhause oder Menschen, die sich um dich sorgen, weil du dich aus eigener Dummheit von allem losgesagt hast. Von hier nimmst du nichts mit!«

Ich weiß, dass ich grausam bin, aber ich will das Kind erreichen. Marinas Hände fallen kraftlos herunter. Sie schaut auf die Taschen, die sie nicht mitnehmen darf, und fängt an zu weinen. Ich lasse das Mädchen mit seinen Tränen allein.

Inzwischen sind alle Kinder aus der Schule gekommen und sprechen über die Geschehnisse. Peter hat ihnen alles erzählt. Nach etwa einer Stunde kommt Marina in die Küche. Sie weint und schluchzt immer noch. Mit einer zitternden, gebrochenen Stimme fragt sie: »Inge, verzeihst du mir? Ich fehle nie mehr in der Schule. Ich verspreche es.«

Natürlich habe ich verziehen. Sie ist jetzt eines der pflichtbewusstesten Kinder. Für die anderen war es ein Lektion. Seitdem hat keiner mehr grundlos gefehlt.

Später erfahre ich, warum Marina von der Schule abgehauen war. Sie wollte so sehr nach Hause, um ganz in Ruhe mit ihren Puppen zu spielen. Gerade wenn die anderen Kinder nicht da sind, weil es dann so gemütlich still ist. Natürlich, sie sind zu viert im Zimmer. Und jeder von uns braucht auch Zeit, um allein zu sein. So ist es eben.

*Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz,
und gib mir einen neuen, beständigen Geist.
Verwirf mich nicht von deinem Angesicht,
und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.
Erfreue mich wieder mit deiner Hilfe,
und mit einem willigen Geist rüste mich aus.*

(Psalm 51,12-14)

**»Schau,
hier ist deine
neue Mama!«**

Eriks Mutter ist eine Alkoholikerin, ohne Wohnung und Arbeit. Sie zieht von einem männlichen Bekannten zum anderen. Gleich nach Eriks Geburt verlor sie jegliches Interesse an ihm und überließ das Kind der Pflege der Großmutter. Anfangs ist es nicht schwer. Der Junge ist klein und seine Bedürfnisse sind noch kleiner. Doch mit dem Schuleintritt beginnen die Probleme. Erik schwänzt den Unterricht und trifft sich mit

gleichaltrigen Taugenichtsen zum Klebstoffschnüffeln. Die krebserkrankte alte Frau hat von unserem Familienkinderheim gehört. Ihre Gesundheit hat sich in der letzten Zeit verschlechtert, sie hat Angst, bald zu sterben und das Enkelkind nicht großziehen zu können. »Bitte, Inge, nehmen Sie den Jungen. Mich gibt es nicht mehr lange«, sagt diese alte, vom Leben gebeutelte Frau. Ich bin bestürzt. Ich kenne weder den Jungen noch seine Großmutter. Leise frage ich: »Wie kommen Sie darauf, das Kind hier zu lassen? Sie kennen mich doch gar nicht ...« Die Großmutter schaut sich um und antwortet: »Hier ist es gemütlich und die Kinder sind gepflegt. Ich habe vieles auf der Welt gesehen und erkenne gleich, mit was für einem Menschen ich es zu tun habe.«

Gut, dass Erik Dokumente hat. Die Großmutter verspricht, aufs Sozialamt zu gehen und den Antrag für einen Kinderheimplatz zu stellen. Wir sitzen zusammen, trinken Tee, reden über Leben und Leute. So erfahre ich einiges über den Jungen. Die Großmutter bricht auf, ruft Erik zu sich und sagt: »Du bleibst jetzt hier. Schau, hier ist deine neue Mama! Sei brav!« Der Junge ist mit allem einverstanden und nickt der Großmutter zum Abschied zu, die verspricht, ihn zu besuchen. Vermutlich hat die Großmutter zu Hause viel mit dem Kind über ihre Situation gesprochen, denn in Eriks Gesicht bewegt sich kein Muskel. An der Tür flüstert die Großmutter mir ins Ohr: »Inge, versprechen Sie mir, dass Sie für dieses Kind sorgen? Nehmen Sie es wie einen eigenen Sohn.« Ich nicke und denke, sie alle hier sind wie meine eigenen Söhne und Töchter.

Ich habe sie lieb gewonnen. Es kam nicht über Nacht, sondern mit den Jahren. Interessant, wie Gott seine Liebe austeilt. Anfangs gibt er Fürsorge, dann Mitleid und während des Zusammenlebens mit den Kindern auch die Liebe zu ihnen. Die Liebe überwindet das Schnüffeln, die Diebstähle und andere böse Taten. Die Liebe kommt von Gott und fließt durch mich hindurch zu den Kindern. Welch ein wunderbares Gefühl, welche Kraft liegt darin!

Ich weiß, dass der Herr derjenige ist, der uns stark macht, und dass wir nie höher sind, als wenn wir knien.



»Nehmen Sie ihn wie einen eigenen Sohn.«

Erik wird mit Denis in einem Zimmer wohnen. Der Junge berührt das erste wirklich eigene Bett und ist glücklich. Zu Hause schlief er auf einer Matratze auf dem Fußboden. Denis macht im Schrank Platz für Eriks Sachen und schenkt ihm die Hälfte seiner Autos. Der Junge ist verwundert und fragt mit großen Augen: »Für mich? Warum?« »Einfach so«, antwortet Denis und fügt hinzu: »Weißt du, wir haben hier öfter Christen zu Besuch und die schenken uns Spielzeug.« Einfach so, von Herzen.

*Die Liebe ist langmütig und freundlich,
die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen,
sie bläht sich nicht auf, sie verhält sich nicht ungehörig,
sie sucht nicht das Ihre,
sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu,
sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit,
sie freut sich aber an der Wahrheit;
sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.*

(1. Korinther 13,4–7)

Auf der Bettkante von Schnüfflern

Klebstoff. Was für ein nützliches Mittel, wenn es zweckgemäß eingesetzt wird. Was für ein Gift, wenn man es einatmet.

Im Zimmer der Jungs stinkt es wieder. Valeri und Maxim haben sich heute schon zwei Mal gewaschen. Der Gummikleber kommt durch die gelblich-graue Haut heraus. Sie haben keinen Appetit, wollen aber trinken, als ob sie einen ordentlichen Kater hätten. Auch ihr Urin stinkt.

Valeri und Maxim sind wie schläfrige Schmeißfliegen. Sie erinnern sich nicht, was in der Schule gesagt wurde und welche Hausaufgaben es gab, weil der gestrige Tag samt Abend aus dem Gedächtnis verschwunden ist.

Ich möchte mich an den gestrigen Tag gar nicht erinnern. Die Jungen kamen aus der Schule, warfen ihre Taschen in die Ecke und wollten auf den Hof. Natürlich müssen sie auch draußen sein. Dann werden wir die Hausaufgaben eben am Abend machen. Nach ein paar Stunden kam Diana herein und sagte, dass die Jungs nicht in der näheren Umgebung der Kirche seien. Dann spielen sie eben etwas weiter weg, dachte ich. Aber sie waren den anderen schon in der Schule sehr verdächtig vorgekommen, hatten mit den früheren Freunden von der Straße getuschelt. Ein Verdacht schlich sich in mein Herz. Wir stürzten alle los, um die Jungs zu suchen. Es schien mir das einzig Richtige. Sie sollten sehen, dass wir uns alle Sorgen machen.

Wir fanden die Jungen beim Kino »Rahu«, wo der Stadtteil Kopli beginnt. Als sie uns sahen, versuchten sie wegzulaufen, schafften es jedoch nicht, weil der Klebstoff seine Wirkung entfaltete.

»Schaut euch nur an«, brüllte ich. »Wieder schmutzig und verdreckt, mit grauen Gesichtern und verdrehten Augen. Was habt ihr davon?« Sie lächelten idiotisch und lallten mit schlaffen Zungen etwas Unverständliches. »Marsch, ab nach Hause«, sagte ich wütend.

Der gesamte Abend war verdorben. Maxim und Valeri waren wie Babys, man musste sie füttern und ausziehen. Und sie stanken fürchter-

lich nach Klebstoff. Bisweilen schien mir, dass ich selbst auch schon unter Drogen stand.

Für sie war das nun das dritte Mal. In unserer Hausordnung steht, dass diejenigen, die schnüffeln und herumlungern, nicht mehr aufgenommen werden. Wären die Jungen 13, 14 Jahre alt, wäre hier wirklich Schluss, denn ein Straßenjunge ist in diesem Alter schon ein Erwachsener. Ihn umzuerziehen ist sehr schwer, wenn nicht ganz unmöglich. Aber ich habe hier Jungs im Alter von acht und neun Jahren! Was wissen sie überhaupt vom Leben? Außer vom Straßenleben.

Ich schicke die Jungen ins Bett. Ich weiß, dass es weder für sie noch für mich eine leichte Nacht sein wird. Da sie inzwischen schon ohne den Klebstoff ausgekommen sind, wirkt dieser Rückfall umso schwerer.

Nachts wache ich durch Stöhnen auf. Maxim hat Krämpfe. Ihm ist abwechselnd kalt und heiß. Die Haut ist von kaltem Schweiß bedeckt. Ich gebe den Jungen Beruhigungstee und decke sie mit einer warmen Decke zu. Eine Behandlung mit Medikamenten hat momentan wenig Sinn, da alles wieder erbrochen wird. Ich streichle und beruhige sie so gut ich kann. Ich bete in Gedanken, dass der himmlische Vater die Schmerzen lindern möge, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Valeri bittet um Baldriantropfen. Ich gebe 15 Tropfen auf ein Zuckerstück und stecke es dem Jungen in den Mund. Maxims Krämpfe sind vorbei, er träumt unruhig. Plötzlich richtet er sich im Bett auf und fängt an, seinen Kopf gegen die Wand zu schlagen. Er schreit: »Ich will nicht! Ich will nicht!« Ich beruhige ihn, lege kalte Essigumschläge auf seinen Kopf und drehe ihn auf die Seite, damit er nicht an Erbrochenem erstickt. Arme Kinder, wann werdet ihr vernünftig?

Draußen wird es langsam hell. Die zwei »Männer« sind dem normalen Leben zurückgegeben. Aber wie viele von ihnen gibt es noch in den Straßen, in den Kanalisationen, in verlassenen Häusern?

Eriks Schnüffelsucht ist so ausgeprägt, dass ich mit ihm zum Narkologen ging. Das Kind selbst bat darum, für den Entzug ins Krankenhaus gehen zu können. Er glaubt, dass es ihm auf diese Weise, von den anderen getrennt und medikamentös unterstützt, einfacher sein würde. Mit großen Hoffnungen gehen wir in das Narkologiedispensaire. Die Ärztin, die uns empfängt, hört uns ruhig zu und antwortet: »Glauben Sie

wirklich, dass dieser Junge mit dem Schnüffeln aufhört? Er hat selbst den Weg gewählt. Leider gibt es in Estland keine narkologischen Abteilungen für Kinder. Ich kann Ihnen nicht helfen, es hat keinen Sinn ...« Mir bleibt vor Erstaunen der Mund offen. Das Kind ist doch erst acht Jahre alt! Was bedeutet, es habe seinen Weg selbst gewählt? Das Leben hat ihm doch nichts angeboten! Weder ein Zuhause noch Eltern. Und so denkt eine Ärztin! Soll das heißen, es macht Sinn, erwachsene Drogenabhängige zu behandeln, denn für die gibt es Krankenhausabteilungen. Wenn es keine Abteilung für Kinder gibt, soll eine geschaffen werden! Man kann doch nicht einfach dasitzen und sich damit abfinden, dass sich ein Teil von Estlands Kindern das Gedächtnis wegschnüffelt. All diese Gedanken drehen sich in meinem Kopf. Ich öffne schon meinen Mund, um damit herauszuplatzen. Dann sehe ich die gleichgültigen Augen dieser Ärztin. Es hat keinen Sinn, hämmert es in mir weiter. Gott sei Dank, dass das Kind kein Wort Estnisch kann. Es wäre schrecklich gewesen, wenn es alles mitbekommen hätte. Ich renne beinahe hinaus. Erik zerrt an meiner Hand und fragt: »Warum bleiben wir nicht im Krankenhaus, ich möchte gesund werden!« Ich antworte, dass es keine freien Plätze gäbe. »Ich werde dich selbst gesund machen!«, sage ich ihm und drücke ermutigend seine Hand. Arzt, hilf dir selbst!

Gegenwärtig schnüffelt keines der Kinder des Kinderheims mehr. Erik kommt in der Schule gut voran. Sein Gedächtnis ist mit der Zeit wiederhergestellt worden und in diesem Frühjahr hat ihm seine Lehrerin empfohlen, von der Sonderschule auf die normale Schule zu wechseln.

*Vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.*
(Matthäus 6,12)

Warum spricht ihr nicht mit dem Kind?

Es ist halb elf abends. Alle Kinder schlafen schon. Ich will mich gerade waschen, als ich von unten aus dem Korridor eine schwache Stimme höre. »Hallo, ist hier jemand?« Eine Kinderstimme? Seltsam. Ich gehe und schaue nach. Im Korridor steht ein mageres, kleines, verschmiertes Kerlchen. »Wer bist du?«, frage ich. »Ich bin Kalle. Ich habe Licht im Fenster gesehen. Ich habe Hunger und ich friere.« Ich lasse den Jungen

herein und gebe ihm zu essen. Ich versuche herauszufinden, wo er wohnt. Das Kind ist verängstigt und fragt: »Rufst du jetzt die Polizei?« Ich verspreche, dass ich das nicht tue und erzähle Kalle von den Kindern, die hier wohnen. Wir schauen uns die schlafenden Jungen an und setzen uns dann mit einer Tasse Tee an den Tisch.

Kalle schaut mich mit ernsten Augen an und sagt: »Ich möchte auch hier wohnen.« Ich erkläre ihm, dass ich nicht helfen kann, solange ich nichts von ihm weiß. Stockend beginnt Kalle, seine Geschichte zu erzählen. Er ist neun. Seinen Papieren zufolge lebt er in einem großen staatlichen Kinderheim. Dort gefällt es ihm nicht. Die Größeren ärgern ihn. Es gibt viele Kinder und die Erzieherin redet nicht mit ihnen. Die Kinder haben ihr eigenes Leben. Kalle läuft dort öfter weg und haust in den verfallenen Häusern von Kopli. Er schnüffelt Klebstoff und stiehlt. Wenn die Polizei ihn aufgreift, wird er ins Kinderheim zurückgebracht. Zurzeit ist er schon seit einer Woche unterwegs. Zurück möchte er nicht. Seine Mutter und sein Vater sind beide tot. Sie wohnten im Slum. Der Junge steht unter starkem Stress. Kalle hatte den Tod seiner Mutter mit angesehen und weinte zwei Tage allein neben der Leiche. Er verstand nicht, warum die Mutter nicht aufstand.

Wieder ein unglückliches Kind, das von niemandem gebraucht wird. Der Staat kümmert sich scheinbar um das Kind, gibt ihm ein Bett und zu essen und begreift nicht, dass ein Kind darüber hinaus auch Liebe und Geborgenheit braucht. Es mangelt an Fürsorge.

Ich bringe den Jungen zum Waschen und bekämpfe die Läuse.

Es ist drei Uhr nachts. Auch wenn der saubere Junge inzwischen auf der Couch im Wohnzimmer schläft (freie Betten gibt es leider nicht), kann ich nicht einschlafen. Was wird morgen mit diesem Kind? Der Morgen weiß mehr als der Abend.

Kalle lebt sich schnell ein. Er interessiert sich für das Fernsehen und den Computer und unsere Jungs weisen ihn gern ein.

Ich suche das Gespräch mit der Leitung des staatlichen Kinderheims. Sie wissen wahrscheinlich gar nicht, wo der Junge ist. Doch statt eines Gesprächs bekomme ich Schelte. Kalle sei ein böser Junge und wir hätten ihn wahrscheinlich mit irgendetwas zu uns gelockt, weil wir sonst nicht genug Kinder hätten! Überhaupt gehörten solche Privatinitiativen wie unser Kinderheim verboten.

Ich versuche zu erklären, dass die Dinge genau andersherum liegen. Ich bin umso glücklicher, je weniger Kinder wir haben, denn dann habe ich mehr Zeit für jedes von ihnen. Außerdem sind zurzeit alle Plätze belegt und Kalle schläft die Nacht auf der Couch im Wohnzimmer. Ich bin einfach um das Kind besorgt und frage nebenbei, ob man ihm einen Besuch beim Psychologen ermöglicht habe, da er unter starkem Stress stehe. Davon wissen sie nichts, auch davon nicht, dass er zwei Tage neben der toten Mutter verbracht hat. In deren Fragebogen steht: »beide Eltern verstorben«. Ich möchte in den Hörer brüllen: »Warum sprecht ihr nicht mit dem Kind?« Doch ich begreife, dass es sinnlos ist. Warum bewerfen wir einander mit Schlamm, wo wir doch eigentlich gemeinsam den Kindern helfen sollten?

Kalle verbringt mit uns einige Freizeiten und den ganzen Sommer. In dieser Zeit lerne ich ihn kennen. Der Junge sagt, wenn ich ihn in sein Kinderheim zurückschicke, dann läuft er wieder weg. Gleichzeitig merke ich, dass Kalle eine Familie braucht, eine noch kleinere, als wir sie ihm bieten können. Wir fangen an, nach einer Pflegefamilie zu suchen. Dank hilfreicher Christen werden wir auch fündig. In einer Familie auf dem Land hat er jetzt einen kleinen, beschützten Ort zum Aufwachsen.

Als wir den Jungen in den Weihnachtsferien besuchen, zeigt er uns stolz sein Zeugnis. Da stehen lauter Vieren und Fünfen. Im staatlichen Kinderheim hatte er zwei Zweien und musste die Klasse wiederholen. Er

hat sich verändert. Der verschlossene Kalle hat sich in einen fröhlichen Plauderer verwandelt.

*Ich habe euch in allem gezeigt, dass man so arbeiten
und sich der Schwachen annehmen muss
im Gedenken an das Wort des Herrn Jesus,
der selbst gesagt hat:
Geben ist seliger als nehmen.*

(Apostelgeschichte 20,35)

Eltern – eine ägyptische Plage?

Anjuta lebt in unserem Kinderheim mit ihrer jüngeren Schwester Tanja zusammen. Die Schwester ist sehr klein und mager. Mit blassem Gesicht und schüchtern hält sich Tanja meistens in der Nähe ihrer großen Schwester auf. Tapfer hat sie alle Schrecken auf der Straße durchgestanden und noch dazu unter ihren gewalttätigen, versoffenen Eltern gelitten.

Anjuta kommt aus der Schule und ist nervöser als sonst. Ich merke, dass das Mädchen sich Sorgen macht. Ich bitte sie zu mir aufs Zimmer und frage, was los sei. Anjuta war nach der Schule in Kopli. Ich habe den Kindern erlaubt, ihre Eltern zu besuchen. Nicht alle Kinder machen davon Gebrauch, denn die Eltern setzen ihr altes Leben fort. Als Ilona zuletzt ihre Mutter besuchte, bekam sie einen Schock. Alles war schmutzig und hässlich, die Mutter lag betrunken auf dem Fußboden, den Kopf verletzt von einer zerbrochenen Flasche. Alles war voller Blut. Das Mädchen kam nach Hause zurück, zitterte wie Espenlaub und rief den Notdienst. Nach Kopli möchte sie nicht mehr. Sie sagt, da ändere sich ja doch nichts.

Anjuta hat ihre Eltern getroffen und fürchtet sich jetzt. Die Eltern bekommen kein Kindergeld mehr und sind darüber sehr verärgert! Die 300 Kronen (ca. 19 Euro) waren ihr einziges Einkommen. Sie haben gedroht, in die Kirche zu kommen und die Kinder zurück nach Kopli zu holen.

Absurd! Die Kinder gehen zur Schule, haben sich gerade etwas gefangen. Die kleine Tanja hat noch immer Angstzustände und nässt ein.

Ich rufe die Beamten an und erzähle von meinem Problem. Vielleicht kommen die Eltern tatsächlich, um die Kinder abzuholen. Ihnen ist das elterliche Sorgerecht bisher nicht entzogen worden.

Wir sind noch nicht als Kinderheim registriert, weil der ganze Papierkram viel Zeit beansprucht. Es können schnell ein paar Jahre vergehen, ehe alles in Ordnung sein wird. Heute gibt es unser Heim schon seit

dreieinhalb Jahren und wir haben immer noch Kinder, deren Status unklar ist. Wir stecken noch immer in Gerichtsverhandlungen und Auseinandersetzungen darüber, wessen Kinder es sind, wer zahlt und warum ... Mir ist schon längst klar: Wenn ein Kind bei mir lebt, beschütze ich es. Vielleicht ein bisschen verrückt in den Augen eines Beamten, aber die einzige Möglichkeit, damit das Kind am Leben bleibt und nicht wie ein Spielball von einem Kinderheim ins nächste rollt.

Ich hätte kein Recht mich zu weigern, wenn die »Bremsen« (umgangssprachlich für Alkoholiker) wirklich kämen, um ihre Kinder abzuholen. Wenn es den Kindern dort schlecht ginge, würden sie vielleicht wieder weglaufen, also zu mir zurückkommen. Dann könne man vielleicht etwas unternehmen, wenn ich einen Antrag bei der Polizei stellen würde ... , erklärt mir der Beamte. Ich will nichts mehr hören und lege auf.

Auf die tobenden Eltern müssen wir nicht lange warten. Ein paar Tage später sind sie da. Betrunkene, gewalttätig. Mit ihnen eine Meute von aggressiven Alkoholikern. Anjutas Mutter und Vater kommen die Treppe hoch. Die Kinder laufen in ihr Zimmer. Ich versuche ruhig zu bleiben, obwohl ich Angst habe. Wenn es zu einer Rauferei kommt, bin ich hier allein.

Es sind betrunkene, schmutzig stinkende Menschenruinen. »Wir holen die Kinder ab«, sagen sie knapp. »Ach so«, antworte ich ruhig. »Aber es geht ihnen gut hier. Warum möchten Sie sie wegholen?« Mit glasigen Augen schaut der Mann mich an und sagt: »Na ja, sie waren ein bisschen hier, haben sich vergnügt. Aber jetzt geht es ab nach Hause!«

Anjuta kommt allein den langen Flur entlang. Sie hat die Worte »nach Hause« von ihrem Vater vernommen. »Wohin? Nach Hause? Wir haben seit vielen Jahren kein Zuhause mehr! Es gibt nur Schmutz, Hunger und verfallene Häuser. Ich musste mit Tanja stehlen, damit wir was zu essen hatten. Wir müssen aber in die Schule gehen. Wenn ihr ein ordentliches Zuhause habt, dann könnt ihr kommen und uns abholen!«, stößt Anjuta in einem Atemzug aus. Die Mutter tobt: »Du Rotzgöre, bist hier naseweis geworden! Dir werde ich es noch zeigen! Wie sprichst du mit deiner Mutter! Ich lass dich noch auf der Straße verprügeln!« Jetzt steht auch Tanja hinter mir. Der Vater fährt sie an: »Lass es sein, Tanja, Anjuta hat uns verkauft, aber du, unser Nesthäkchen, wir gehen jetzt nach Hause ...«

Die Mutter holt ein halb geschmolzenes, verschmiertes Eis aus der Tasche und möchte es Tanja reichen: »Schau mal, Tanjalein, was deine Mutti dir mitgebracht hat!« Tanja ist ein kleines Mädchen. Natürlich liebt sie ihre Mutter. Wer würde das nicht? Das Kind bewegt sich in Mutters Richtung. Plötzlich reißt Anjuta sie hoch und schreit: »Ich lasse meine Schwester nicht auf die Müllkippe zurück! Ihr erzieht uns doch gar nicht. Kapiert ihr das nicht?!« Die Schwester auf dem Arm, läuft sie weg. Stille. Eine ausgestreckte verschmierte Hand mit einem unglückseligen Eis.

Anjuta ist erst zehn. Was für Entscheidungen muss sie schon treffen! Wie ein kleiner Erwachsener. Die Mutter sagt nichts mehr. Der Vater krächzt mir zu: »Wir werden noch zurückkommen. Ich habe viele Freunde! Die werden es Ihnen noch zeigen!« Und weg sind sie.

Ich gehe zu Anjuta und Tanja. Tanja ist verängstigt und versteht nichts. Anjuta weint untröstlich. Ich streichle ihr Haar und frage mich, wann sie so schnell erwachsen geworden ist. Ich verstehe, wie schwer es das Mädchen hat. Vielleicht wird sich die Beziehung zur Mutter doch mal verbessern? Anjuta schüttelt den Kopf. Sie drückt sich an mich und fragt: »Aber du wirst uns niemals verlassen?« Wie könnte ich!

Die anderen Kinder sind mucksmäuschenstill. Sie haben alles gehört und gesehen. Niemand verurteilt jemanden. Wir halten zusammen. Ich schlage vor, heute ein Eis zu essen. Die Kinder sind einverstanden. Um Anjuta und Tanja kümmern sich alle besonders. Sie bekommen die besten Plätze und ihr Eis als Erste.

Das Grauen war damit aber noch nicht vorbei. Man versuchte Tanja zu entführen, mal aus dem Sandkasten, mal aus der Schule. Anjuta war sehr aufmerksam. Sie merkte die Gefahr und handelte entsprechend.

Zurzeit werden die Mädchen in Frieden gelassen. Die Eltern sind wohl so versoffen, dass sie weder den Willen noch die Kraft haben, den Kindern nachzujagen. Ich erinnere mich noch an das Versprechen, das ich Anjuta gegeben habe.

*Der Gottlose hat viel Plage;
wer aber auf den Herrn hofft,
den wird die Güte umfassen.*

(Psalm 32,10)

Gäste

Gäste haben wir viele. Die Kinder freuen sich, denn für sie gibt es immer Mitbringsel. Ich habe zu tun, meine Aufmerksamkeit gerecht zwischen den Gästen und den Kindern aufzuteilen. Manchmal besuchen uns mehrere Gruppen am Tag. Absagen wollen wir niemandem. Sie alle wollen uns doch helfen, und das tun sie auch.

Der Umgang mit den Helfern macht uns keine Probleme. Ich habe begriffen, dass man alles so darstellen muss, wie es ist. Die Hilfe ist und bleibt freiwillig, und wenn einem Spender die von uns gestellten Bedingungen nicht gefallen, hat er die Möglichkeit, sich andere Projekte anzuschauen. Nie ändern wir den Tagesablauf der Kinder wegen der Gäste. Ein Kind braucht Sicherheit und es muss Fixpunkte am Tag haben. Wenn die Kinder aus der Schule kommen und nicht wissen, was auf sie wartet, sind sie verwirrt. Vieles ist möglich, wenn es nur durchgesprochen und vereinbart ist. Dies bedeutet natürlich Arbeit und nimmt viel Zeit in Anspruch. Das Kind ist wichtig und das Brot auf dem Tisch ist wichtig. Es ist nicht immer einfach zu entscheiden, was gerade wichtiger ist.

Aber es gibt nicht nur angenehme Gäste, so zum Beispiel Kontrolleurgruppen der Ämter. Dank unseren Freunden und Spendern sind wir zuerst im Ausland bekannt geworden, nun wohl auch in der Heimat? Bei uns sieht man saubere, liebevoll eingerichtete Räume, lachende Kinder in einer häuslichen Atmosphäre. So manche Beamtin erkennt in unseren Kindern den einen oder anderen problematischen Bengel von der Straße wieder.

Ich verstehe auch ihr Problem. Es gibt Kinder und eine Unterkunft, die offiziell nicht existiert. Der beste Weg wäre, uns als Kinderheim anzuerkennen. Doch so einfach geht das nicht. Was zählt es, dass das Zuhause gemütlich und liebevoll ist. Es gibt eben zu wenig Platz, die Quadratmeterzahl reicht nicht und in der Küche müsste es vier Spül-



Das Kinderheim konnte durch viele großzügige Spenden eingerichtet werden.

becken geben. Und es fehlen die Feuermelder! Wahrlich, die Feuermelder sind wichtig, aber sie einzubauen kostet 30 000 Kronen (ca. 1920 Euro). Wir sind bereit, die Bedingungen zu erfüllen, damit die Kinder hier bleiben können und wir nicht mehr vor Angst zittern müssen, dass sie weggebracht werden, von den betrunkenen Eltern oder von der Polizei ... Leise frage ich, ob nicht, da wir schon sehr viel Hilfe aus dem Ausland erfahren haben, das Geld für die Feuermelder von unseren Ämtern kommen könnte. »Wir haben kein Geld«, lautet die nüchterne Antwort.

Stattdessen bekommen wir einen Termin mitgeteilt, bis wann alle Anforderungen für die Registrierung erfüllt sein müssen. Beim Abschied fragt eine der Beamtinnen: »Sagen Sie bitte, warum lächeln Ihre Kinder so viel?« Auf Anhieb kann ich darauf gar nicht antworten. Ich brumme nur: »Sie fühlen sich hier wohl.«

Dank an die Dänen, die uns mit den estnischen Behörden mehrfach an runden Tischen zusammenbrachten. Schritt für Schritt ist es uns so möglich, unser Ziel zu erreichen!

Freunde im Ausland helfen uns mit dem Feuermeldesystem. Für vier Ausgüsse gibt es in der Küche noch immer keinen Platz. Die Norweger haben uns stattdessen eine Spülmaschine empfohlen, die das Geschirr auch desinfiziert. Da sie für uns aber unerschwinglich ist, schenken sie uns eine.

Nun sind wieder die Beamten am Staunen. Was, Sie haben alle Bedingungen erfüllt? Noch ein bisschen, und wir sind ein eingetragenes Kinderheim. Die Kinder bekommen jetzt auch Pflegegeld. Halleluja, unser Gott ist groß und wir haben viele Freunde. Lieber hundert Freunde als hundert Kronen.

*So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge,
sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen.*

(Epheser 2,19)

Ist jemand doch geeignet?

Wir brauchen dringend Mitarbeiter. Jetzt, da wir für die Kinder Pflegegeld bekommen, könnten wir Helfer sogar einstellen. Aber es ist sehr schwierig, jemanden zu finden, der zu den Kindern passt und dieser Arbeit auch gewachsen ist.

Die Mitarbeiter wechseln ständig. Einige meinen, die Kinder seien böse. Andere finden die Arbeit zu schwer. Die Kinder sind so oft durch Erwachsene verletzt worden, dass sie

nicht imstande sind, ihnen sofort zu vertrauen.

Eine junge Dame kommt und will in unserem Kinderheim arbeiten, eine ausgebildete Sozialarbeiterin. Als die Kinder in der Schule sind, fange ich an zu putzen. Ich biete die gleiche Arbeit auch der neuen Mitarbeiterin an. Sie ist nicht sehr begeistert, aber irgendwie bewegt sie sich doch. Ich gehe zu den Toiletten. Wir haben nur vier davon. Mit Gummihandschuhen und meinen Speziallösungen beginne ich mein tägliches Putzen der »Kaiserräume«. Ich summe leise und bald fängt der Raum an, vor Sauberkeit zu strahlen. Die junge Frau steht im Türrahmen und schaut mich verwundert an. »Die Toiletten werde ich nicht putzen! Ich habe Hochschulausbildung!«, sagt sie. »Ich auch. Und wer putzt die Toilette bei Ihnen zu Hause? Bei uns muss man manchmal nicht nur Toiletten putzen, sondern auch Erbrochenes oder Kot wegmachen. Die Sozialarbeit ist ein sehr weites Feld.«

Kurze Zeit später verlässt uns diese Frau wieder. Vier Toiletten sind wohl wirklich viel zu viel ...

Manchmal scheint es mir, dass ich von einem Mitarbeiter zu viel erwarte: eigenständiges Denken, Initiative, Sauberkeit, Ordnungsliebe. Am wichtigsten ist die Einstellung zu den Kindern und ob man von ihnen anerkannt wird. Natürlich sind sie schwierige Kinder, aber ihre Anerkennung muss man sich selbst verdienen. Manche Mitarbeiter versuchen es kameradschaftlich. Das Ergebnis ist ein Krawall. Die Kinder tanzen ihnen auf der Nase herum und von Ordnung kann keine Rede mehr sein.

Auch mit zu strengem Verhalten erreicht man nichts. Die Kinder werden trotzig. Und zusammen hecken sie schon etwas aus, um den lästigen Nörgler loszuwerden.

Einen Heiligen zu spielen lohnt sich ebenfalls nicht. Man kann den Kindern nicht von der Schädlichkeit des Rauchens erzählen und selber später hinter einer Ecke beim Rauchen erwischt werden.

Hyperaktivität ist auch nicht willkommen. Die Kinder ermüden wegen ihrer schwachen Gesundheit schnell und kommen nicht in allem nach. Außerdem, wenn man viel verspricht und einen Teil davon nicht halten kann, ist man unten durch. Die Kinder spüren es und erkennen, ob jemand ihnen wirklich helfen möchte.

Ich hatte ein paar Erzieher für die Nacht gefunden. Ich dachte, so könnte ich einmal in der Woche aufs Land fahren, um meinem Mann Gesellschaft zu leisten, oder mich einfach mal früher hinlegen. Zu früh gefreut. Ich war im Landhaus, vierzig Kilometer von Tallinn. Genau um Mitternacht riefen Marina und Ilona völlig verstört an. Der Erzieher erlaubte ihnen nicht, ins Bad zu gehen und sich zu waschen. Selbst aber ging er immer wieder ins Bad. Wie sich herausstellte, hatte der Mitarbeiter dort eine Wodkaflasche stehen, aus der er sich Mut antrank. Die Kinder hatten furchtbare Angst, weil die Erinnerungen an ihre alkoholisierten Eltern noch frisch waren. Später wurde der Erzieher so böse, dass die Kinder sich nicht mal in die Küche trauten. Da das Telefon aber in der Küche stand, konnten sie mich erst anrufen, als der von der Arbeit ermüdete Erzieher eingeschlafen war und schnarchte. So viel zu diesem Mitarbeiter.

Nach einigem Ärger gelangte ich zu dem festen Entschluss, niemanden mehr aufgrund einer Empfehlung von Bekannten zu nehmen, sondern die Leute selber auszuwählen.

Besonders eingeprägt hat sich mir ein Erzieher, der sich abends gern schlafende Mädchen anschaute. Es war ein scheinbar ruhiger älterer Mann, der schon längst Opa war. Die Sache wäre gar nicht so schnell aufgefliegen, aber ein Mädchen wachte nachts auf, weil der Opa sie streichelte. Später behauptete er, er habe das Mädchen nur wieder zudecken wollen. Ich glaubte ihm aber aus irgendeinem Grund nicht. Mein Mutterherz warnte mich.

Ein ehemaliger Drogenabhängiger, der behauptete, dass er, seitdem er an Gott glaubt, sein früheres Leben hinter sich gelassen habe, schien mir abends etwas schläfrig und unkonzentriert zu sein. Später stellte sich heraus, dass er eine Dose Tabletten mit sich trug und sie eine Hand voll nach der anderen einnahm. Die Kinder sind sehr aufmerksam, sie sehen alles. Die Straße hat sie darin geschult.

Natürlich versuchen auch die Kinder, einige Mitarbeiter fertig zu machen. Das ist ihre Art der Feuerprobe.

Eine Omi wurde taub gebrüllt, eine andere durch Gespenster in der Kirche fast zu Tode erschreckt. Einer Mitarbeiterin wurde ein spannender Streich gespielt. Olga spielte eine Mondsüchtige, die dazu noch Krämpfe hatte. Das machte sie übrigens sehr gut. Die arme Erzieherin! Sie wachte die ganze Nacht bei dem Mädchen, wickelte sie in kühle Laken, kochte beruhigende Tees und machte noch hundert andere Sachen. Die anderen Kinder schauten dem Zirkus zu, wie Olga versuchte, die Wand hochzugehen und im Schlaf fantasierte.

Olga versuchte es auch bei mir, hatte aber nicht damit gerechnet, dass ich Medizinerin bin und Menschen mit echten Krämpfen gesehen habe. Als sie wieder einen »Anfall« hatte und mit verdrehten Augen auf dem Fußboden lag, legte ich etwas Geld neben sie hin. Ich machte ein überraschtes Gesicht und fragte: »Hej, wessen Geld ist das hier? Wer hat es verloren?« Olga schaute nach dem Geld. Die Krämpfe waren sofort vergessen.

Es hat viele Mitarbeiter bei uns gegeben und wahrscheinlich ist von jedem etwas bei den Kindern hängen geblieben. Zurzeit hat sich bei uns ein Team gebildet, auf das ich mich verlassen kann. Doch dafür brauchte es zwei Jahre.

*Sieh dich aber unter dem ganzen Volk um
nach redlichen Leuten,
die Gott fürchten, wahrhaftig sind
und dem ungerechten Gewinn feind ...
so mach dir's leichter und lass sie mit dir tragen.*

(2. Mose 18,21.22)

Den halben Schmerz des Lebens ...

Der kleine Denis hat Bauchschmerzen. Wir probieren verschiedene Medikamente aus, laufen von einem Arzt zum anderen, aber es wird nicht besser. Manche vermuten, das Leben auf der Straße, das Rauchen und Schnüffeln haben einfach die Verdauung des Jungen verdorben, und sein Organismus könne sich noch nicht an das normale Essen und Leben gewöhnen. Die Tage vergehen.

Der kleine Junge verbringt den halben Tag im Bett, in der anderen Hälfte schafft er es, sitzend etwas zu spielen. Endlich gelingt es mir, einen Termin bei einem Facharzt zu bekommen.

Manchmal scheint mir, dass in der Poliklinik von Kopli die kranken Kinder nicht ernst genommen werden. Die negative Atmosphäre beginnt schon am Empfang. Je kleiner der Beamte, desto wichtiger tut er. Die Wartezeiten für Fachärzte sind lang und das Kind muss wochenlang Schmerzen leiden, genau wie ein Erwachsener.

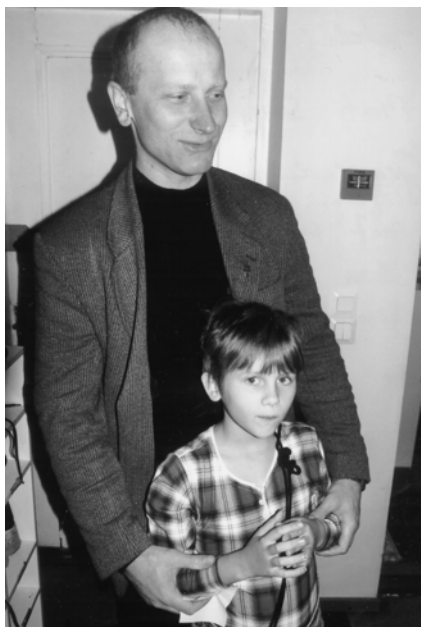
Die Diagnose des Facharztes kommt schnell und ist erschreckend. Denis muss sofort operiert werden! Statt einer Niere hat er eine Eiterbeule, die Niere existiert praktisch nicht mehr. Der Eiter hat sich schon in die Bauchhöhle ergossen. Die zweite Niere arbeitet nur noch zu 60 %. Niemand kann mir sagen, ob das Kind diese schwere Operation überleben wird. Denis erzähle ich all das natürlich nicht. Mir wird nicht erlaubt, bei ihm zu bleiben. Man werde mich anrufen. Außerdem bleibe das Kind nach der Operation noch eine oder zwei Wochen auf der Intensivstation, wo Besucher ebenfalls nicht erwünscht sind, da die Patienten Ruhe brauchen.

Ich verabschiede mich von Denis. Er sitzt auf der Bettkante, ein Häufchen Unglück, mit gebeugtem Rücken. Einen Augenblick scheint es, als ob dort auf dem Bett ein alter, vom Leben gebeutelter Mann sitzen würde, der den halben Schmerz seines Lebens hinter sich hat und die andere Hälfte vor sich. Armer Junge ... Einen Vater hast du nie gehabt

und für deine Mutter, eine Alkoholikerin, bist du das letzte, achte Kind.

Es gibt so viel Ungerechtigkeit. Warum geriet dieses Kind so früh auf die Straße, fing an Gifte zu schnüffeln? Und nun, als der kleine Junge sein Leben ändern will, kommt einfach eine Krankheit und mäht ihn nieder. Eine Familie gab es seit Jahren nicht mehr. Hat denn damals wirklich niemand den kleinen Denis herumkrabbeln sehen, als die größeren Kinder der Mutter weggenommen wurden? Oder hat vielleicht jemand gehofft, dass ein Wunder geschieht und die Mutter anfängt, sich um ihren kleinen Jungen zu kümmern?

In der Bibel steht, wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein. Ich sehe keine Steine fliegen, aber in Kopli ändert sich auch nichts. Und wenn, dann wird es nur schlimmer. Einige Häuser sind niedergebrannt, einige abgerissen, weitere stehen gerade noch ... Ich fragte einmal blauäugig, woher die Menschen, deren Haus nicht mehr existiert, eine neue Wohnung bekommen. Nur die, die gemeldet sind, erhalten etwas Neues. Wie praktisch: Gibt es keinen Menschen, gibt es auch kein



Die Gemeinde bietet den Straßenkindern Schutz und Rückendeckung.

Problem. Aber ich habe einen Menschen. Denis. Und ich habe ein Problem.

Denis bleibt sehr lange im Krankenhaus. Als ich endlich zu ihm gelassen werde, erkenne ich den Jungen nicht wieder. Nur noch Haut und Knochen, blaue Augenringe, die Arme voll Spuren von Spritzen. Wir sagen einander nichts, es gibt keine Worte. Denis umarmt mich fest und weint laut los. Meine Bluse wird nass, als das Kind seinen Schmerz herausweint. »Ich will nach Hause«, flüstert der kleine Mensch mir ins Ohr.

Es dauert noch ein paar Wochen, bis Denis endlich wieder nach Hause kann. Der Arzt liest mir vor, was er nicht essen kann und was er nicht machen darf. Beinahe alles scheint verboten zu sein. Am meisten vermisst er das Laufen und Springen. Wenn alle anderen herumspringen, muss er traurig zuschauen.

Denis ist eigentlich wieder recht vital. Seine Gesundheit verbessert sich langsam und bald kann er auch ein bisschen laufen. Ich führe ein ernstes Gespräch mit ihm. Denis weiß, dass er sterben könnte, wenn er noch einmal schnüffelt oder eine Zigarette raucht. Seine verbliebene Niere ist schwach. Mit diesem Wissen muss er sein weiteres Leben führen.

Die Kinder kümmern sich sehr um Denis. Niemand haut oder schubst ihn. Ihm ist mehr erlaubt als den anderen. Manchmal nutzt Denis seine Situation auch aus. Zum Beispiel sagt er, wenn er abwaschen soll, dass er Bauchweh habe, aber in Wirklichkeit geht er auf den Hof, um Fahrrad zu fahren. Er ist pfffig. Im Krankenhaus verkaufte er seine hübschen Spielzeugautos, die ich ihm mitgebracht hatte. So »verdiente« er fünfhundert Kronen (ca. 32 Euro). Als ich ihn fragte, warum er das gemacht habe, antwortete Denis: »Ich wollte Süßigkeiten kaufen. Ich kann doch nicht ständig von dir Geld verlangen. Wir sind doch so viele ... Möchtest du ein Bonbon?«

*Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.
Sie gehen hin und weinen und streuen ihre Samen
und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.*

(Psalm 126,5–6)

Die Geschichte von Muki, der im Feuer blieb

Mit ohrenbetäubend heulenden Sirenen rast ein Feuerwehrauto in Richtung Kopli. Wieder ein Brand? Die alten Baracken in Kopli sind für Pyromanen eine leichte Beute. Außer den Brandstiftern sind für die Häuser auch ihre asozialen Bewohner selbst gefährlich. Immer wieder brennt eine Bruchbude ab und die Menschen dort werden auch dieses Obdach los.

An einem Märzorgen klingt es an der Kinderheimtür. Ich öffne und sehe eine erschrockene, nach Rauch riechende Marju mit ihrer Stiefmutter. Das Kind zittert und steht unter Schock. Die Stiefmutter eröffnet mir mit ausdrucksloser Stimme, dass sie das Kind für eine Weile hier lassen werde. Sie selber würde schon eine Unterkunft finden, da sie genügend männliche Bekannte habe. Aber mit dem Kind würde sie keiner nehmen wollen. Ich kenne Marju schon aus der Zeit des Tageszentrums und bin mit dem Hintergrund etwas vertraut. »Ciao«, sagt die Stiefmutter und ist weg.

Marju verhält sich wie ein wildes Tier. Sie hat ständig Angst, macht unbeabsichtigte Bewegungen und hält sich erschrocken an meiner Hand fest. Sogar auf die Toilette traut sie sich nicht allein. Waschen kann sie sich nicht. Was sie gegessen hat, kann man von ihrer Kleidung ablesen. Man muss das Kind »bruchstückweise einsammeln«, Schritt für Schritt wieder zu innerer Ruhe führen.

Marju hat ein unglückliches Schicksal. Als sie drei war, ließ ihre leibliche Mutter Marju bei einer Freundin und versprach, in ein paar Tagen wiederzukommen. Sie kam aber nicht, sie ist nie mehr aufgetaucht. Über entfernte Verwandte haben wir erfahren, dass die Mutter in der Zwischenzeit im Gefängnis war. Nach ihrer Entlassung ist sie spurlos verschwunden.

Als Marju knapp fünf war, wurde sie sich selbst überlassen – zum Herumstreunen auf der Straße. Die Stiefmutter versuchte auf ihre Weise schon, das Mädchen zu erziehen. Es gelang ihr nicht besonders gut, denn

sie hatte selbst eine Reihe von Problemen. Sie feierte gern, ging nicht arbeiten. Ihre männlichen Bekanntschaften waren meistens ehemalige Häftlinge. Oft zogen auch Drogensüchtige in ihrer Behausung ein.

Das hungrige und verwahrloste Kind streunte auf der Straße umher, seine einzigen Freunde waren ein Hund und eine Katze. Immer öfter hielt sich die Stiefmutter im psychoneurologischen Krankenhaus auf, weil sie Zwangsvorstellungen bekam. Sie glaubte, jemand würde sie und Marju verfolgen, um sie zu töten. Deshalb zog sie mit Marju von einem Bunker in den nächsten, nur damit »die« sie nicht kriegen.

Letzte Nacht wachte Marju auf, weil sie lautes Winseln ihres Hundes Muki hörte. Das ganze Zimmer war voll dickem, blauem Rauch, der Korridor stand schon in Flammen. Es tat weh zu atmen und ihr wurde schwindlig. Marju versuchte die Tür zu öffnen, aber sie war abgeschlossen. Der Hund winselte, die Katze bewegte sich nicht mehr ... »Mama, wo bist du?!«

Zum Glück war auch ein Nachbar wach geworden und versuchte, die Tür zu Marjus Zimmer zu öffnen. Die Feuerwehrmänner zerschlugen die Fensterscheibe und fanden das Kind weinend am Boden. Durch den dicken Rauch war es unmöglich gewesen, Marju in dem Zimmer zu sehen. Sie hatten das Kind nur durch sein Weinen gefunden. Der Hund und die Katze verbrannten im Haus, sie waren die einzigen Freunde des Kindes. Marju weiß, dass sie im Feuer umgekommen wäre, wenn ihr Freund Muki nicht angefangen hätte zu winseln und zu jaulen. Neben den Tieren sind auch alle Dokumente, Kleider und Haushaltsgegenstände verbrannt. Aus einem Nachbarhaus kam die betrunkene Stiefmutter. Als sie die Baracke in Flammen sah, fing sie an hysterisch zu schreien.

Marju ist extrem verängstigt, hat Angst vor allem und jedem. In ihren Vorstellungen und Gedanken mischen sich das reale Leben und der Wahn der Stiefmutter.

Es ist sehr schwer, sich um Marju zu kümmern und sie zu erziehen. Wenn ihr etwas nicht gefällt oder sie etwas nicht kann, schmeißt sie sich hin und brüllt.

Nachts schläft Marju schlecht, wälzt sich, schreit, nässt ein. Sie träumt immer wieder von dem furchterlichen Brand, hört die klagenden Schreie ihrer Lieblingstiere. Beruhigende Tees und Freundlichkeit bewirken



Verletzte Kinderseelen heilen nur langsam – Vertrauen und Verständnis sind ein Licht auf diesem Weg.

langsam, dass sie nicht mehr jede Nacht Alpträume hat und einnässt. Marju braucht sehr viel Liebe und Geborgenheit. Gleichzeitig muss man ihr klare Grenzen setzen. Nach und nach besorgen wir dem Mädchen Dokumente und versuchen, es im Kindergarten unterzubringen. Marju braucht logopädische Behandlung und den Umgang mit anderen Kindern. Die Aufnahme im Kindergarten klappt gut. Leider kann Marju nur

zwei Monate dorthin. Da sie schon sieben Jahre ist, soll ich sie einschulen. Ich erkläre den Beamten, dass ihr in ihrer Entwicklung noch vieles fehlt. Ich bitte um Genehmigung, sie noch ein Jahr länger im Kindergarten zu lassen, damit sie lesen und schreiben lernen und dann besser eingeschult werden kann. Aber es wird nicht genehmigt, das Gesetz siegt.

Ich weiß genau, dass sie in der Schule noch nicht klarkommen kann, aber sie muss in die erste Klasse einer normalen Schule. Die Folgen sind so einfach wie logisch. Sie ist zerstreut, in ihren Handlungen impulsiv. Nie wissen wir, was sie als Nächstes wieder anstellen könnte. In Wirklichkeit aber braucht Marju nur Zeit. Die erste Klasse muss sie wiederholen. Zwei Jahre lang lernt sie jeden Tag.

Nun ist sie neun und kann endlich lesen. Sie liest mit Freude alle Schilder und Bücher. Und es ist klar, dass wir mit ihr noch viel arbeiten müssen. Aber sie hat zu Hause unsere tatkräftige Unterstützung.

Noch heute fangen Marjus Lippen an zu zittern, wenn sie sich an das Feuer erinnert, und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

Marju begreift vieles noch nicht richtig. Mehr als alles andere vermisst sie Muki, der im Feuer blieb. Wenn niemand dich braucht, helfen auch die Dokumente nicht, glaubt sie felsenfest. Muki war ein echter Freund. Er hörte immer zu und schimpfte nie, und wenn Marju sich sehr einsam fühlte, leckte der Hund mit seiner rosa Zunge das Gesicht des Kindes und winselte leise.

»So ist das Leben!«, sagt Marju altklug und fängt an, gierig ein Stück trocken Brot zu mümmeln.

Vielleicht war es Glück für Marju, dass das Haus niederbrannte. Was wäre aus ihr sonst geworden? Marjus Glück – die Lieblingstiere waren der Preis dafür.

*Wer sich des Armen erbarmt, der leiht dem Herrn,
und der wird ihm vergelten, was er Gutes getan hat.*

(Sprüche 19,17)

»Platnoi«

Ich habe viel über den Erfolg unserer Arbeit nachgedacht und immer wieder führen dabei alle Wege zur Liebe Christi. Jesus schenkt uns die Liebe. So ist es viel einfacher, diese Liebe weiterzugeben.

Das Leben im Kinderheim ist nicht so rosig, wie es von außen aussieht. Viele haben mir gesagt, die Kinder seien wie Engelchen, gehorchen und sind sauber angezogen. Aber ihr früheres Leben hat sie ge-

prägt. Und je länger die Kinder auf der Straße gelebt haben, desto schwerer ist es, ihr Verhalten und ihre Ansichten zu ändern. Bei einigen Kindern wird auch deutlich, dass sie nicht in ein Kinderheim passen. Noch nicht mal in ein kleineres, das wie eine Familie organisiert ist.

Einer von denen, die nicht in unser Kinderheim passen, ist Valeri. Wir haben uns viel miteinander unterhalten, aber es ändert sich nichts. Der Junge hat so etwas wie zwei »Ichs«. Eines ist ein lieber Junge, der aber nur da ist, wenn ich in Sichtweite bin. Das andere ist ein »Platnoi«.

Wenn jemand mich fragen würde, was dieser Begriff, der aus dem Russischen kommt, bedeutet, könnte ich es nicht mit einem Wort erklären. Es ist jemand, der versucht, andere für seine Interessen auszunutzen. Für andere wird dabei das Leben beinahe unerträglich. Sie leben wie unter einem Terrorregime.

Ich spreche darüber mit Geistlichen, Freunden ... Doch sie trösten nur ganz oberflächlich: Wo Kinder sind, gibt es auch Probleme. Doch ich glaube nicht, dass die kleinen Kinder im Kinderheim unter dem Terror leiden sollen. Obwohl ich versuche, meine Augen überall zu haben, wandert das Taschengeld der Jüngeren in Valeris Tasche. Er muss sein Essen als Erster bekommen. Jemand wäscht seine Socken. Ein anderer hat blaue Flecken am Körper, traut sich aber nicht, etwas zu sagen, weil Valeri dann noch fester zuschlägt. Bald verschwinden aus dem Kinderheim schöneres Spielzeug, bessere Kleidung, Kassetten und andere gefragte Waren. Valeri macht Geschäfte. Ein paar Mal kommt er mit

Klebstoffgeruch nach Hause. Alle leiden und schauen mich an. Wie lange noch?

Eine Familie fährt in ihr Sommerhaus. Sie sind über unsere Sorgen informiert und bereit, den Jungen mitzunehmen. Vielleicht benötigt er wirklich individuellere Hilfe.

Wir anderen fahren wieder nach Saaremaa, in unser geliebtes Lager.

Zwei Wochen später bringt uns die Familie Valeri zurück. Er sei folgsam gewesen, ein ganz lieber Junge. Sie denken, er habe sich geändert. Die Frau sagt noch, so viel Freude, wie Valeri in ihre Familie brachte, habe schon lange keiner gemacht. Ich habe aber meine Zweifel: Wieso wollte diese Familie ihn dann so schnell wieder loswerden? »Okay, okay«, beschwichtigt mein Mann mich. »Es können doch nicht alle Mutter Teresa spielen.« Ich wiederum meine, man müsse gar nichts spielen, nur müsse alles, was man macht, hundertprozentig sein. »Du bist eine verrückte Maximalistin«, sagt mein Mann und hofft, dass Valeri sich tatsächlich geändert hat.

Doch noch am gleichen Tag entstehen Probleme. Valeri schlägt ein kleines Mädchen, einem Jungen nimmt er mit Gewalt das Fahrrad weg, stiehlt etwas, beschimpft unsere Köchin ... Die Kinder kommen besorgt zu mir. Mit der Ruhe im Lager ist es vorbei. Wir veranstalten mit den Erziehern eine Blitzversammlung. Wie soll es weitergehen? Dulden wir diesen Terror bis zum Ende des Sommerlagers? Die Hälfte der Zeit liegt noch vor uns!

Wir beten, und plötzlich kommt mir eine Idee. Wir kennen in Südostland ja diese liebe, gläubige Familie, bei der schon einer von unseren Jungs lebt. Auch aus diesem Jungen wäre in der Stadt nichts geworden. Ich rufe die Familie an. Sie sind einverstanden! Halleluja! Sie sind einverstanden, ungeachtet dessen, dass es sich um ein schwieriges Kind handelt.

Ich bitte weder Geistliche noch meine Freunde um Rat. In dieser unglücklichen Welt ist es doch meistens so, dass deine Probleme nur deine Probleme sind und du am Ende selbst entscheiden musst.

Später bekomme ich schon zu hören, ob das Land für so ein pffiffiges Kerlchen der rechte Platz sei. Doch da kann ich nur sagen, dass jemand, der sich im Stande glaubt, einen Jungen, der zwölf Jahre auf der Straße

gelebt hat, zu ändern und wirklich als sein eigenes Kind anzunehmen, ihn immer noch adoptieren kann.

Der Umzug in die Familie kommt plötzlich, Samstag früh um sechs, als die anderen Lagerbewohner noch tief schlafen. Unterwegs erzähle ich, dass wir Kalle besuchen wollten. Valeri kann sich gut an Kalle erinnern. Sie haben fast ein halbes Jahr lang zusammen im Kinderheim gelebt. Je näher wir dem Zuhause der Familie kommen, desto deutlicher spreche ich von der Möglichkeit, dort eine Weile zu bleiben. Den Jungen bezaubern die schöne Natur, der See und die hügelige Landschaft. Trotzdem ist der Abschied nicht leicht. Wir weinen beide. Aber in Valeris Augen sehe ich neben der Traurigkeit noch etwas anderes. Ist das die Weisheit?

Valeri besucht jetzt eine estnische Schule, raucht nicht, schnüffelt nicht. Er spricht reines Estnisch. Es wäre zu viel behauptet, dass die Familie mit ihm keine Sorgen hat, aber sie kommen klar. Wie gut, dass es Menschen gibt, die nicht nur an das Heute denken.

Valeri und Kalle leben jetzt zusammen und bringen Freude in eine einfache Familie auf dem Lande. Und wir freuen uns, dass es ihnen gut geht.

*O welche Tiefe des Reichtums,
beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!
Wie unbegreiflich sind seine Gerichte
und unerforschlich seine Wege!*
(Römer 11,33)

»Schade um den Jungen!«

Sergej erinnert sich wahrscheinlich gar nicht daran, wie er zu uns kam. Er wurde zu uns getragen, weil er zu schwach zum Laufen war. Der Junge hatte seit etwa einer Woche nichts gegessen und kaum getrunken. Die Eltern hatten ihn eingesperrt, damit er sie nicht mit seinen ständigen Fragen nach Essen störte. Sie tranken so viel, dass sie darüber den Sohn vergaßen. Nach einer Weile zogen sie in den nächsten Saufbunker um. Ein

Alkoholiker aus der Nachbarwohnung hörte leises Klopfen durch die Wand. Er rief, doch niemand antwortete. Er trat die Tür ein und fand das fast besinnungslose Kind.

Er nahm Sergej hoch und brachte ihn zu uns in das Kinderheim der Kirche. Natürlich kam er nicht auf die Idee zu fragen, ob wir noch Plätze haben und wie wir mit dem fremden Jungen klarkommen. Stattdessen klopfte er sich stolz auf die Brust: Ich habe ihn gebracht. Jawohl, ich saufe, aber Kinder liebe ich trotzdem. Er sagte nur, dass er solche Eltern, wie Sergej sie hat, auch seinem Feind nicht wünsche. Der Junge habe mehr Schläge als Essen bekommen. Ich danke dem Mann für die Information, biete ihm einen Teller Suppe an und schicke ihn dann höflich hinaus. Der Gestank, den er hinterlässt, ist fürchterlich.

Am Abend sitzen wir alle am Esstisch und besprechen die Geschichte. Die Kinder sind mucksmäuschenstill. Nur Xenia seufzt von Herzen und sagt: »Schade um den Jungen.« Diese wenigen Worte sind Balsam für meine Seele. Xenia war doch früher das Mädchen, das alle anderen verprügelte. Schön, dass sie so mitfühlen kann.

Durch jede schwierige Situation, die wir gemeinsam meistern, sind wir wieder eine Erfahrung reicher. Kürzlich erwischte uns alle eine schlimme Grippe. Tagelang pflegte ich die Kinder, die hohes Fieber und Husten hatten. Bis ich selber erkrankte und drei Tage das Bett nicht verlassen konnte. In dieser Zeit kümmerten sich die gesünderen Kinder um die Kranken, verabreichten Medikamente und erledigten alle lebensnotwen-

digen Sachen. Ohne Murren schafften sie es, auch die Ausscheidungen der Kleinsten zu beseitigen. Unsere Familie war wieder ein Stück zusammengerückt.

Sergej ist sehr schwach. Tagelang liegt er im Bett und spricht kaum. Wenn ich das Zimmer betrete, wendet er sein Gesicht zur Wand. Wir probieren es mit leichter Kost: Obst, Saft, Milchspeisen. Ich gebe ganz wenig auf einmal. Trotzdem verkrampft sich sein Magen und der Junge erbricht alles wieder. So beschäftigen wir uns ganz still mit ihm. Ich kümmere mich um ihn und er schweigt. Ich rede auch nicht viel, denn ich sehe, dass der Junge Ruhe braucht. Die anderen Kinder drängen sich ihm nicht auf und stellen keine Fragen. Die Tage vergehen, aber von den Eltern des Jungen ist nichts zu hören. Ich erfahre, sie seien zufrieden, dass der Junge jetzt bei uns ist. Sie sind zufrieden?! Aber ihn besuchen kommen sie nicht. Vom Sozialamt bekomme ich die Dokumente des Jungen. Diese Familie ist den Behörden schon länger bekannt.

Ich begebe mich auch weiterhin nach Kopli, gehe in die verfallenen Häuser, unterhalte mich mit den »Eltern« der Kinder und anderen Bewohnern. Die Informationen, die ich auf diese Weise bekomme, sind sehr wertvoll. So kann ich den Kindern noch besser helfen. Ich gehe nie mit leeren Händen. Immer habe ich Kleider und Essen dabei. Wir haben ein eigenartiges Verhältnis. Wir achten einander. Auch sind diese Menschen oft bereit, einen Saufrumpan für ein paar Kronen zu »verraten«, wenn ich jemanden finden muss oder eine Unterschrift brauche. Im Allgemeinen sind sie friedlich. Nur manchmal, wenn ich jemand anderen mitbringe, den sie nicht kennen, werden sie ärgerlich.

Sergej ist sehr verschlossen. Er schaut sich die anderen Kinder aus dem Augenwinkel an, fragt aber nichts. Auch als ich ihm helfe, vom Klebstoff loszukommen, spricht er nicht viel. Ich verstehe, dass er so oft verletzt worden ist, dass er niemanden mehr an sich heranlassen will.

Es vergeht ein ganzes Jahr, aber dann entdecke ich Sergej auf meinem Schoß. Mir stockt vor lauter Überraschung der Atem. Ich umarme den Jungen und begreife, dass wir jetzt den Kontakt haben, den ich erhoffte. Seit diesem Augenblick spricht Sergej über seine Sorgen und Freuden. Auch in den Bibelstunden ist er einer der ernsthaftesten Teilnehmer. Er zeichnet gut. So gut, dass seine Bilder schon mehrfach ausgestellt worden

sind. Seine Zukunft will Sergej mit der Kunst verbinden. Wir haben einen Künstler gefunden, der bereit ist, Sergej ab Herbst auf eigene Kosten zu unterrichten.

Sergejs Bilder sind von christlicher Symbolik geprägt: Kreuz, Jesus, Bilder aus der Bibel. Er hört sich einfach eine Geschichte aus der Bibel an und zeichnet sie sofort. Gott wusste, warum dieser Junge von der Straße wegmusste und den Retter in seinem Herzen empfangen sollte. Es gibt nicht so viele christliche Künstler und hier wächst einer heran. Gelobt sei Jesus dafür!

*Ein guter Mensch bringt Gutes hervor
aus dem guten Schatz seines Herzens;
und ein böser bringt Böses hervor aus dem bösen.
Denn was das Herz voll ist, des geht der Mund über.*

(Lukas 6,45)

Jedes Kind ist für Estland wichtig!

»O Estland, o Estland, solange deine Dörfer noch leben, wirst auch du leben ...« Manchmal geht mir dieses Lied nicht aus dem Sinn. In der Stadt sprechen wir von den Straßenkindern, aber im Dorf gibt es keine Straßen. Sollte man hier von den Dorfkindern sprechen? Denn diese Kinder gibt es. Die Bauernhäuser verfallen, es gibt keine Arbeit, die Äcker liegen brach. Die Eltern trinken und die Kinder streunen im Dorf

herum. Diese Kinder sind ein Schreckgespenst aller alten Dorfbewohner. Sie machen den Garten leer und stehlen Dinge, die auf dem Hof stehen. Auf dem Land kann man doch nicht alle Türen abschließen. Die gleichen Kinder betteln in den Bauernhöfen um Essen und die Eltern haben nicht die geringste Ahnung, was ihre Kinder so treiben. In die Schule gehen sie in der Regel nicht gern. Wenn die Schule dann noch 12 bis 14 Kilometer entfernt ist und der Sozialarbeiter der Kommune auch, ist das Kind schon verdorben, ehe die Nachbarn schließlich irgendwo Bescheid geben. Die Kinder haben sich an das interessante, freie Leben gewöhnt und denken gar nicht daran, sich noch zu ändern.

Auch die siebenjährige Nelly ist vom Lande zu uns gebracht worden. Ihre Eltern sind Alkoholiker, das Bauernhaus ist verfallen. Das kleine Mädchen ist tagelang allein in einem Waldbauernhof. Seine einzigen Gefährten sind eine Katze und ein Hund. Als Nelly sehr großen Hunger bekommt, trinkt sie literweise Wasser und isst im Wald Beeren. Lange hält man so nicht durch. Als die Verwandten sie finden, ist sie so schwach geworden, dass sie nicht mehr laufen kann. Weil sie psychisch sehr angeschlagen ist, bringen die Verwandten sie erst mal in die Kinderabteilung des Psychoneurologischen Krankenhauses in Tallinn.

Dort bleibt Nelly fast den ganzen Sommer. Die Verwandten fühlen sich nicht im Stande, ein so »schwieriges« Kind zu erziehen. Der Arzt meint, für das Kind sei ein Ort geeignet, an dem es sich beschützt fühlen könnte und wo es wenige andere Kinder gibt. Deshalb wird sie zu uns



Sorge um jedes einzelne Kind!

gebracht. Es handelt sich wirklich um ein schwieriges Kind. Es kann sich weder sauber halten noch kann es ordentlich essen. Die ersten drei Monate nimmt Nelly mit niemandem Kontakt auf. Sie steht nur neben meiner Zimmertür und beobachtet mich. Wenn ich vorschlage, sie solle mit den anderen spielen gehen, schüttelt sie nur den Kopf.

Am meisten hat Nelly Angst, dass ich weggehe. Jedes Mal, wenn ich einkaufen oder in die Apotheke gehen will, fragt sie ängstlich: »Kommst du auch zurück?« Immer wieder muss ich erklären, wohin ich gehe und für wie lange. Dieses Kind ist so viel allein gewesen, dass es Angst hat, wieder verlassen zu werden. Woher können wir wissen, welche Ängste und Gedanken sie dort auf dem Bauernhof im Wald hatte?

Wir können das Mädchen nicht sofort in den Kindergarten bringen. Es spricht mit niemandem. So geben wir ihm Zeit, sich etwas zu beruhigen. In der Zwischenzeit suche ich eine logopädische Gruppe im Kindergarten. Das Mädchen ist zwar sieben, kann aber weder lesen noch schreiben. Wieder erhalte ich vom Bildungsministerium die Aufforderung, das Kind

einzuschulen. Und dem Kindergarten wird verboten, das Kind aufzunehmen. Doch aus den Fehlern mit Marju habe ich gelernt! Damals gab ich nach und wir verloren zwei Jahre. Diesmal lasse ich mich nicht mehr abwimmeln. Die Verwandten interessieren sich sehr für Nellys Entwicklung und so besprechen wir alle Erziehungsfragen mit ihnen. Sie sind ebenfalls aktiv und bereit, den Minister selbst aufzusuchen. Eine Woche lang kämpfen wir für Nelly. Am Ende halten wir die schriftliche Genehmigung in der Hand, dass das Kind in die logopädische Gruppe des Kindergartens gehen darf! Die Kommission, die beschlossen hatte, das Kind einzuschulen, hatte es übrigens nicht mal in Augenschein genommen! Sie sahen nur auf das Alter und beachteten den Begleitbrief nicht. Die Losung, dass für Estland jedes Kind wichtig ist, stimmt so wohl nicht.

Nur: Wie können wir Nelly dazu bringen, mit uns zu sprechen? Ich hole einen Hund für das Kinderheim. Wir nennen ihn Sheila. Und in kurzer Zeit schafft es dieser Hund, dass Nelly mit ihm spricht. Sie hatte zu Hause ja auch einen Hund als einzigen Freund gehabt.

Seit einem Jahr besucht Nelly den Kindergarten, lernt lesen und schreiben. Im Herbst wird sie in die erste Klasse eingeschult, auch wenn sie dann schon acht ist. Ihr Vater hat ihr zweimal geschrieben und zum Geburtstag Geld geschickt. Besucht hat er sie nicht. Im letzten Brief stand: »Ich liebe dich, mein Töchterchen.«

Wir alle lieben jemanden oder etwas. Doch allein die Worte reichen nicht. Taten und Entscheidungen sind nötig. Das Wort »Liebe« hat für mich mehrere Seiten. Auch Ilonas Mutter sagte, sie liebe ihre Tochter, und erlaubte ihr deshalb, im Kinderheim zu leben. Wahrlich, Liebe kann auch Verzicht bedeuten, wenn man selbst ein Hindernis ist. Aber Liebe bedeutet auch Verständnis, Wärme und Fürsorge. Weil ich die Kehrseite des Lebens sehe, bin ich vorsichtig beim Gebrauch dieses Wortes. Die Liebe ist eine ernste Sache. Diejenigen, die lieben, wissen das.

*Ein neues Gebot gebe ich euch,
dass ihr euch untereinander liebt,
wie ich euch geliebt habe.*

(Johannes 13,34)

Geben ist seliger als Nehmen

Oft werde ich gefragt, was ich mit dieser Kinderhorde in der Kirche mache, wie wir unsere Freizeit verbringen. Das ist im Grunde nicht kompliziert. In der Regel sind die Kinder sehr ermüdet, wenn sie aus der Schule kommen. Das frühe Aufstehen und Lernen sind für sie noch eine wirklich schwierige Übung. Nach der Schule legen sie sich oft für ein paar Stunden hin oder sitzen vor dem Fernseher oder Computer.

Abends um sieben machen wir Hausaufgaben. Das ist ein Durcheinander! Manchmal verwechseln wir glatt die Sprachen. Ein Teil der Kinder besucht estnischsprachige, ein anderer Teil russischsprachige Schulen, und mit den Großen muss noch dazu Englisch geübt werden.

Vor dem Schlafengehen wird die Waschreihenfolge festgelegt. Danach möchte jemand ein Pflaster haben, ein anderer Salbe für seine Schramme. Jemand hat vergessen, für den nächsten Tag nach einem neuen Heft oder nach Knete zu fragen. Der Abend eines Werktages geht schnell vorbei.

Am Freitagnachmittag haben wir Kunstunterricht. Wir kennen einen sehr lieben Künstler, der sich mit den Kindern beschäftigt. Die Arbeiten der Kinder sind schon drei Mal ausgestellt worden.

Den Samstagvormittag verbringen wir in der Schwimmhalle. Dies ist bei uns Pflicht, aber da gehen alle gern hin. Das Schwimmen wirkt beruhigend, verursacht aber auch einen Riesenappetit, sodass unsere Köchin samstags immer größere Portionen einkalkulieren muss!

Am Nachmittag gehen die Mädchen zum Breakdance-Training. Sie tanzen und bewegen sich sehr gern. Wir sind schon mehrere Male aufgetreten, und die Kostüme nähen die größeren Mädchen selbst. Nach dem Tanztraining ist auch schon Abend.

Sonntags schlafen wir lange. Der Sonntagmorgen ist der einzige Morgen, an dem die Kinder nirgendwohin müssen. Am Nachmittag haben wir eine Bibelstunde für Kinder.



Offene Ohren, offene Herzen, offene Hände – die Gemeinde als Ort der Begegnung unter dem Schutz und Segen Gottes

Alle unsere Schulferien verbringen wir zusammen im Ferienlager, an verschiedenen Orten in schöner Natur. Die Kinder brauchen Luft, Wald und Land.

Es haben sich schon einige Familientraditionen entwickelt. Weihnachten ist eine stille Zeit, in der wir als Familie zusammen sind und in uns hinein- und um uns herumschauen. Der Johannistag dagegen ist ein ausgelassenes, heiteres Sommerfest und wir bleiben die ganze Nacht auf. Auch die Geburtstagsfeiern sind eine schöne Tradition.

Aber den Kindern gefällt es auch zu geben, nicht nur zu nehmen. Zusammen besuchen wir Altenheime, Kirchen, Sonntagsschulen, bringen Leckeres mit und treten auf. Besonders hat mich gefreut, dass die großen Mädchen auf die Idee kamen, den Obdachlosen zu helfen. Im Sommerlager auf Saaremaa brachten sie zusammen mit meinem Mann

einen Missionsbus in Ordnung, mit dem sie dann im Herbst den Obdachlosen Suppe, Kleider und Gottes Wort verteilen wollten. Die Reparaturarbeiten nahmen ganze zwei Monate in Anspruch, weil der gesamte Bus neu lackiert werden musste.

Anfangs dachte ich, sie werden dessen bald überdrüssig, aber jetzt läuft die Arbeit mit den Obdachlosen schon seit über einem Jahr. Als wir begannen, hatten wir Kontakt zu rund fünfzig Obdachlosen, jetzt sind es schon über 140. Angeblich soll unsere Suppe die köstlichste der ganzen Stadt sein. Ich lache immer und sage, sie sei mit Liebe gekocht. Die Obdachlosen selbst sagen, sie würden sich unter Christen als Menschen fühlen. Einige wären schon bereit zu arbeiten, wenn sie nur eine Wohnstätte und Dokumente hätten. Mich bewegt der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, für diese Obdachlosen ein Haus einzurichten, ihnen ein gemütliches Zimmer zu geben und bei der Arbeitssuche zu helfen. Es macht wenig Sinn, für die Obdachlosen nur Nachtasyle einzurichten und sie am Tag wieder herumstreuen zu lassen. Noch fehlt das Geld für das Obdachlosenhaus, aber das Bittgebet ist an Gott weitergegeben worden.

Wir als Christen tun, was wir können. Wir können nicht an einem bettelnden alten Menschen oder an einem schnüffelnden Kind vorbeigehen. Wir alle, die gesamte Gesellschaft, sind für diese Menschen verantwortlich.

Natürlich muss auch für den Missionsbus das Geld irgendwo herkommen. Die Suppe wird nicht ohne Geld fertig und Benzin muss man auch kaufen. Einige unserer Unterstützer beklagen sich, wir hätten doch mit einem Kinderprojekt begonnen und warum will Inge jetzt ein neues Projekt machen. Doch wir hatten es nicht vor, es sind die Kinder, die sich weiterentwickelt haben. Es ist ihr Werk. Wir können doch nicht sagen: Bis hierher und nicht weiter. Das ist die Bewegung und das Leben! Wir nahmen die Kinder nicht in der Kirche auf, damit sie sauber angezogen sind und zur rechten Zeit »Danke« und »Guten Tag« sagen. Wir hoffen, dass diese Kinder neben sich auch andere Menschen wahrnehmen, besonders solche, die in Not sind. Alles beginnt mit der Erziehung zu Hause und mit der Formung ihrer Gedankenwelt.

Gestern rief ein Bekannter meiner Familie an und fragte, was wir am Samstag machen. Es wäre doch schön, zum Strand zu gehen, zu grillen

und zu plaudern. Ich musste ihm leider absagen, da wir ja samstags Essen an Obdachlose verteilen. Es gibt viele von ihnen und es dauert lange. »Wie langweilig. Habt ihr diesen Wohltätigkeitsfimmel nicht bald über?«, fragte daraufhin der Anrufer.

Solche Sätze bringen einen auf die Erde zurück. Ich denke immer, alle wollen sofort allen helfen. Aber es gibt auch Andersdenkende. So viele, wie es Menschen gibt, gibt es auch Meinungen.

Und trotzdem wollen wir etwas Gutes tun. Das Gute wird belohnt, das lohnt sich festzuhalten und danach zu leben!

*Bleibt fest in der brüderlichen Liebe.
Gastfrei zu sein vergesst nicht;
denn dadurch haben einige ohne ihr Wissen
Engel beherbergt.
(Hebräer 13,1)*

